Am Anfang – das Wort

Einführungen zu den Sonntagslesungen des Lesejahrs A

Benedikt Schwank OSB

Foto auf der Titelseite: P. Benedikt Schwank OSB, Zypern 1954

Die Einführungen zu den Lesejahren B und C sind in Vorbereitung.

Unter **www.beitraege.erzabtei-beuron.de** können Vorträge und Predigten von P. Benedikt Schwank online abgerufen werden.

Prof. em. Dr. theol. Benedikt Schwank, geb. 1923, trat nach mehreren schweren Verwundungen als Soldat im zweiten Weltkrieg 1946 in die Erzabtei Beuron ein. Als Mönch des Benediktinerordens studierte er in Maria Laach und Rom; von 1955 bis 2002 lehrte er als Professor für Neues Testament und Biblische Zeitgeschichte u.a. an der Theologischen Hochschule in Beuron, an der Hochschule für Philosophie in München und im ökumenischen Theologischen Studienjahr an der Dormitio-Abtei in Jerusalem. Er war Mitglied der Kommission, die von etwa 1962 bis 1972 die Einheitsübersetzung der Bibel für die deutschsprachigen Bistümer erarbeitete und erstellte gemeinsam mit Pastor Klaus Dietrich Fricke die „Loccumer Richtlinien“ zur Schreibweise biblischer Namen im Deutschen.

Dr. phil. Anne Thillosen, geb. 1964, studierte Germanistik und Kath. Theologie in Bonn und Jerusalem. Sie war u.a. Koordinatorin des Graduiertenkollegs „Interkulturelle religiöse bzw. religionsgeschichtliche Studien“ an der Universität Bonn und stellvertretende Leiterin der Stabsstelle E-Learning der Ruhr-Universität Bochum. Heute arbeitet sie am Leibniz-Institut für Wissensmedien in Tübingen.

Inhalt

Zur Einführung – worum es geht ... 5

Der Advent ... 6

Zum 1. Adventssonntag
Advent – das Wort will zu uns kommen ... 6

Zum 2. Adventssonntag
Die Verkündigung des Jesaja – „… von Jesse kam die Art“ ... 7

Zum 3. Adventssonntag
Johannes der Täufer – kein Zweifler, sondern ein Verkünder ... 8

Zum 4. Adventssonntag
Maria – ein Kind „vom Heiligen Geist“ ... 9

Die Weihnachtszeit ... 11

Zum Weihnachtsfest – Messe am Tag
Die „Kunde“ von Gott – seine Liebe „kommt bei uns an“ ... 11

Zum Fest der Heiligen Familie (1. Sonntag nach Weihnachten)
Kein zeitloses Märchen – historische Fakten und Schrifterfüllung ... 12

Zum 2. Sonntag nach Weihnachten
Gnade – Wohlwollen, das aufblühen lässt ... 13

Zur Taufe des Herrn
Gerechtigkeit – nicht „Gericht“, sondern selbstlose Güte ... 14

Die Fastenzeit ... 16

Zum 1. Fastensonntag
Der Kampf zwischen Gut und Böse – was ist die Richtschnur? ... 16

Zum 2. Fastensonntag
Der Sohn Gottes – das einzige „Bild“ des Vaters ... 17

Zum 3. Fastensonntag
Lebendiges Wasser – das einmünden will in das ewige Meer der Liebe Gottes ... 17

Zum 4. Fastensonntag
Der Teich Schiloach – ein Sinnbild für Christus, der zu uns „gesandt“ wurd ... 18

Zum 5. Fastensonntag
Jesus ist Herr über Leben und Tod – die Auferweckung des Lazarus ... 20

Zum Palmsonntag (6. Fastensonntag)
Die „Pädagogik“ Gottes – und das Geheimnis menschlichen Gehorsams ... 21

Die Osterzeit 23

Zum 1. Ostersonntag (Osterfest)
Osterglaube – dem Zeugnis der Apostel vertrauen 23

Zum 2. Ostersonntag (Weißer Sonntag)
Täglich gemeinsam das Brot brechen – ein Ideal der Urkirche 24

Zum 3. Ostersonntag
Der große Fischfang – im Netz der Kirche 25

Zum 4. Ostersonntag
Jesus Christus – die Tür zum Vater 26

Zum 5. Ostersonntag
Glaubend festen Halt finden – auf dem Weg zum Vater 27

Zum 6. Ostersonntag
Der „andere Beistand" – eine Zusage bis heute 28

Zum 7. Ostersonntag
Den liebenden Gott erkennen – eine Bitte Jesu für die Menschen 29

Zum Pfingstsonntag
Zur Dreifaltigkeit – Jesus „übergibt" uns den Geist 30

Zum Dreifaltigkeitsfest
„Ich bin da" – der Name und die Selbstoffenbarung Gottes 32

Die Zeit im Jahreskreis 34

Zum 1. Sonntag im Jahreskreis: siehe „Zur Taufe des Herrn" 34

Zum 2. Sonntag im Jahreskreis
Die Taube – der liebende Blick des Vaters 34

Zum 3. Sonntag im Jahreskreis
Ein aufstrahlendes Licht – für das „Volk, das im Dunkeln lebt" 35

Zum 4. Sonntag im Jahreskreis
Die Bergpredigt – Jesus lebt uns ein neues Menschenbild vor 35

Zum 5. Sonntag im Jahreskreis
Die Lebensfülle Gottes – das Licht, das uns aufleuchtet 37

Zum 6. Sonntag im Jahreskreis
Der freie Wille – und das Geschenk der Gnade 38

Zum 7. Sonntag im Jahreskreis
Die harten Forderungen der Bergpredigt – und unsere heutige Sicht 39

Zum 8. Sonntag im Jahreskreis
Die rechte Sorge – und das maßvolle Unterscheiden 40

Zum 9. Sonntag im Jahreskreis
Bauen auf Sand oder Fels –zum inneren Horchen auf den Willen Gottes 41

Zum 10. Sonntag im Jahreskreis
„Nicht die Gesunden brauchen den Arzt“ – doch wer sind die Kranken? 42

Zum 11. Sonntag im Jahreskreis
Die „Zwölf“ und die „Apostel“ – zur Struktur der Kirche 43

Zum 12. Sonntag im Jahreskreis
Vom Propheten Jeremia bis heute – „Menschenfurcht“ und „fürchtet euch nicht“ 45

Zum 13. Sonntag im Jahreskreis
Petrus und Paulus – verfügbar sein für Unerwartetes 46

Zum 14. Sonntag im Jahreskreis
Demut – eine Frage der Ehrlichkeit 47

Zum 15. Sonntag im Jahreskreis
Das Sämannsgleichnis – was sagt es über das „Reich“ Gottes? 48

Zum 16. Sonntag im Jahreskreis
Die Himmelreichsgleichnisse – Gottes Wirken unter und in uns 50

Zum 17. Sonntag im Jahreskreis
Wie unrealistisch! – Unerwartete Entdeckungen in den Gleichnissen 51

Zum 18. Sonntag im Jahreskreis
Die Brotvermehrung – ein aufschlussreicher Vergleich der Evangelien 53

Zum 19. Sonntag im Jahreskreis
Das Geheimnis „Gott“ – im Seesturm und im Säuseln des Windes 54

Zum 20. Sonntag im Jahreskreis
Vorösterlich und nachösterlich – ein tiefer Graben? 55

Zum 21. Sonntag im Jahreskreis
Schlüssel und Kreuz – die Schlüsselgewalt des Petrus 56

Zum 22. Sonntag im Jahreskreis
Das „Muss“ des Leidens – und das „Ja“ der Annahme 57

Zum 23. Sonntag im Jahreskreis
Ämter, Vollmachten – und die Lebendigkeit der Kirche Christi 59

Zum 24. Sonntag im Jahreskreis
„… wie auch wir vergeben“ – eigene und fremde Schuld 60

Zum 25. Sonntag im Jahreskreis
Die Ersten und die Letzten – Ungerechtigkeit oder Güte des Schöpfers? 61

Zum 26. Sonntag im Jahreskreis
Mattäus – die Perspektive des Zöllners 62

Zum 27. Sonntag im Jahreskreis
Der Beitrag der Wissenschaft zum besseren Verständnis der Schrift – ein Beispiel 64

Zum 28. Sonntag im Jahreskreis
Zur Entstehung der Evangelien – geschichtlicher Hintergrund und geistige Wahrheit 65

Zum 29. Sonntag im Jahreskreis
Was ist „Macht“? – Menschliche Ordnung und der göttliche Heilsplan 66

Zum 30. Sonntag im Jahreskreis
Das „Doppelgebot" – im Nächsten Gott lieben 67

Zum 31. Sonntag im Jahreskreis
Mose oder Jesus? – Die Tora und der „neue Weg" 69

Zum 32. Sonntag im Jahreskreis
Töricht oder klug – Strohfeuer oder nüchterne Geduld 70

Zum 33. Sonntag im Jahreskreis
Werke oder Gnade – kein Gegensatz 71

Zum Christkönigsfest (34. Sonntag im Jahreskreis)
Richter oder Hirte? – „an der Barmherzigkeit Gottes niemals verzweifeln" 73

Unter **www.beitraege.erzabtei-beuron.de** können Vorträge und Predigten von P. Benedikt Schwank online abgerufen werden. Zum Lesejahr A sind dort folgende Predigten eingestellt:

- **„Was keinem Menschen je in den Sinn gekommen ist" (1 Kor 2,9)**. Zum 6. Sonntag im Jahreskreis (16.02.2014)
- **Die Zehn Gebote – gelten sie auch für mich noch?** Zum 6. Sonntag im Jahreskreis (13.02.2011)
- **Wieso „Lehm"? Beobachtungen zur Blindenheilung (Joh 9,6,11,14,15).** Zum 4. Fastensonntag (06.03.2005)
- **Mit Tomas auf dem Weg.** Zum 2. Ostersonntag (27.04.2014)
- **„Nicht sehen und doch glauben". Joh 20,29 im Hinblick auf 1 Petr 1,8.** Zum 2. Ostersonntag (30.03.2008)
- **Die Wundmale Christi und seiner Christen.** Zu Christi Himmelfahrt (01.05.2008)
- **Kyrios Jesus.** Zum Dreifaltigkeitssonntag (22.05.2005)
- **Bauen auf Fels – wie geht das?** Zum 9. Sonntag im Jahreskreis (01.06.2008)
- **Vom Himmelreich und vom Unkraut im Acker (Mt 13,24-43)**. Zum 16. Sonntag im Jahreskreis, (17.06.2011)
- **Brotvermehrung**. Zum 18. Sonntag im Jahreskreis (31.07.2005)
- **„Frau, dein Glaube ist groß!" (Mt 15,28)**. Zum 20. Sonntag im Jahreskreis (20.08.2014)
- **KAICAPOC – „Des Kaisers" (Mt 22,21)**. Zum 29. Sonntag im Jahreskreis (19.10.2008)
- **„… wie dich selbst" (Mt 22,39).** Zum 30. Sonntag im Jahreskreis (26.10.2014)
- **Gottes Wort (Mt 23,9f; 1 Thess 2,13).** Zum 31. Sonntag im Jahreskreis (30.10.2011)

Zur Einführung – worum es geht

Das Foto auf dem Titelblatt dieses Bandes zeigt einen Hirten, der noch nach der alten Tradition des Orients seiner Herde „königlich“ vorausgeht. Die weißen Schafe und schwarzen Ziegen „hören auf seine Stimme“ (Joh 10,4), er braucht also keine Hunde. Aufgenommen wurde das Foto im Jahr 1954 auf Zypern und vermittelt noch eine richtige Vorstellung davon, wie der „gute Hirt“ des Johannesevangeliums zu verstehen ist. Dagegen war in einer Betrachtung zum „Sonntag des Guten Hirten“, die vor kurzem in einer Kirchenzeitung erschien, zu lesen, der Hirte gehe hinter der Herde her und lasse den Schafen die Freiheit, den richtigen Weg zu suchen. Das entspricht sicher mehr dem, was wir Menschen heute gerne hören, denn vielen ist es eher unangenehm, als folgsames Herdentier bezeichnet zu werden – und doch: Der Intention des biblischen Textes wird eine solche Auslegung nicht gerecht. Wie kann man die Spannung lösen, die zwischen unserem heutigen Lebensverständnis und den biblischen Vorstellungen besteht?

Diese Sammlung von kurzen Einführungen zu allen Sonntagen des Lesejahrs A steht unter der Überschrift „Am Anfang – das Wort“. Damit soll betont werden, dass es nicht zuerst um die Fragen geht: Was sagt mir der Text? oder: Was berührt mich heute besonders? Natürlich sollte man sich auch diese Fragen stellen; aber uns scheint, man kann sie erst wirklich beantworten, wenn man zuvor gefragt hat: Was wollte der Evangelist in seiner Zeit seinen Empfängern verkünden? Ziel der Einführungen ist es also, die biblischen Texte so genau, so richtig wie möglich zu verstehen. Das bezieht sich oft auch auf die Bedeutung einzelner Worte – etwa „Hirt“ oder „Herrlichkeit“ oder „Gerechtigkeit“ –, denn in vielen Fällen zeigt sich, dass die deutschen Übersetzungen das griechische oder hebräische Ursprungswort nicht richtig wiedergeben können. Dabei geht es vor allem um Fragen für die nicht ohne weiteres eine Antwort nachgeschlagen oder im Internet abgerufen werden kann; manchmal werden sie auch – soweit wir sehen – hier zum ersten Mal behandelt. Interessant sind dabei gerade schwierige Stellen, Stellen, an denen in der deutschen Übersetzung der Sinn eines Satzes nicht mehr erkennbar ist, oder Stellen, die nur verständlich werden, wenn man auch die geographischen, archäologischen und historischen Verhältnisse zur Zeit des neutestamentlichen Geschehens in die Erklärung einbezieht.

Noch ein weiteres: Im Lesejahr A werden vorwiegend Evangelientexte des Evangelisten Mattäus gelesen. Gerade dieser Evangelist legt großen Wert darauf zu zeigen, dass sich im Leben Jesu die Dinge ereigneten „gemäß der Schrift“. Diesem neutestamentlichen Vorbild folgend, weisen wir auch in den Erläuterungen zu den Sonntagstexten immer wieder darauf hin, wo schon in den heiligen Schriften des Alten Bundes Worte oder Leitmotive anklingen, die dann unsere ganze Bibel durchziehen, bis sie in der Johannesoffenbarung in einem mächtigen Schlussakkord ausklingen. So begegnet uns etwa das Thema des geschlachteten Lammes oder Widders zuerst bei Abel, dann beim Isaak-Opfer, beim Auszug aus Ägypten und bei all den vielen Opfern im Tempel zu Jerusalem – und vor diesem Hintergrund bekommt es ein anderes Gewicht, wenn Johannes der Täufer Jesus deutet als das Lamm Gottes, und es verändert auch den Blick auf Jesu Tod auf Golgota, auf seine Gegenwart in der Liturgie der Urkirche und schließlich auf die Ältesten vor dem himmlischen Thron, die in der Offenbarung des Johannes das Lamm anbeten.

Die Textsammlung beruht auf den E-Mails, die P. Benedikt Schwank – der jeden Samstag für die Novizen und Gäste der Erzabtei St. Martin in Beuron eine Einführung in die Sonntagslesungen gibt – im Jahr 2013/14 an einen Kreis von Interessierten verschickt hat. Die Endfassung dieser Texte entstand in Zusammenarbeit mit Anne Thillosen, und das gemeinsame Suchen nach möglichst klaren Formulierungen hat uns auch selbst zu einem besseren Verständnis der biblischen Texte geführt und uns gezeigt, wie fruchtbar – wie notwendig – es ist, keiner Frage auszuweichen und sich nicht vorschnell mit Antworten zufrieden zu geben. So wollen diese Einführungen zu den Sonntagen des Kirchenjahrs keine „besinnlichen“ Predigten sein; wir hoffen aber, dass sie Anregungen zu Predigten, für Bibelgespräche und vor allem zu ganz persönlichem Nach- und Weiterdenken geben.

Beuron, an Ostern 2015

Benedikt Schwank OSB
Anne Thillosen

Der Advent

Zum 1. Adventssonntag

(Jes 2,1-5 / Mt 24,29-45)

Wie im ganzen antiken Orient im Spätherbst das neue Jahr anfängt, so beginnt auch die Kirche Ende November noch ein neues Lesejahr. Im Heiligen Land blühen jetzt schon die Krokusse auf – neben den Herbstzeitlosen. Etwas Neues kommt hervor, wir feiern Advent.

Drei Gestalten helfen uns in den kommenden vier Wochen die Ankunft des Herrn würdig vorzubereiten: Jesaja, Johannes der Täufer und Maria.

Das Leben des Propheten Jesaja (Jes) lässt sich zwar nicht in allen Einzelheiten nachzeichnen, wie das beim Propheten Jeremia (Jer) so gut möglich ist. Doch bei Jesaja wirken die Gedanken und prophetischen Bilder stärker nach. Sie entfalten sich geradezu. Vereinfachend kann man die Teile ab Jesaja 40,1 Deutero-Jesaja und ab 56,1 Trito-Jesaja nennen und dabei an Schriftsteller denken, die nach der Babylonischen Gefangenschaft das Buch Jesaja erweiterten. Doch spätestens im 2. Jh vC. ist das vollständige Buch mit allen 66 Kapiteln in der Bibliothek von Qumran, der vorchristlichen monastischen Gemeinschaft am Toten Meer, belegt.

Beim ursprünglichen Jesaja sind folgende Daten klar fassbar: Er wurde als erwachsener Mann zu seiner Prophetenaufgabe berufen „im Todesjahr des Königs Usija“, was unserem Jahr 739 vC. entspricht (Jes 6,1). Mit anderen Worten: Das Gründungsjahr Roms 753 vC. und das Geburtsdatum von Jesaja fallen in etwa zusammen. In Rom wird sieben Jahrhunderte später jener Kaiser Augustus herrschen, unter dem Wirklichkeit wird, was Jesaja vorausschaut: „Ein Kind ist uns geboren, ein Sohn ist uns geschenkt. Die Herrschaft liegt auf seiner Schulter“ (Jes 9,5).

Doch Jesaja schaut nicht nur voraus auf den „Immanu-el“, das heißt den „Mit-uns-Gott“ (vgl. Jes 7,14; Mt 1,23). Er blickt auch geschichtlich zurück auf jenen König, der drei Jahrhunderte vor ihm lebte, und der in der „Stadt Davids“, in Jerusalem, regierte. Jesaja sieht diese Stadt in neuem Glanz. Jerusalem beginnt durch seine Texte schon als das zu leuchten, was es am Ende der Heilsgeschichte sein wird: die heilige Stadt, das himmlische Jerusalem (vgl. Jes 52,1; 60,14; Offb 21,15).

In dieses Jerusalem hatte einst König David die Bundeslade gebracht, in der sich die Gesetzestafeln vom Sinai mit den Zehn Geboten Gottes befanden. Die Lade war mit Israel durch die Wüste gewandert. Und David hatte ihr in Jerusalem eine neue Wohnstatt bereitet (vgl. Ps 132,8). Der Berg Zion wurde so zum „Berg des Hauses des Herrn“. Denn wo die Weisung Gottes wohnte, dort wohnte der Herr.

In unserer Lesung ziehen zu diesem Berg des Herrn ganze Völkerschaften hinauf (Jes 2,2-3). Diese neuartige und weltweite Sicht der „Völkerwallfahrt“ wird vom Propheten Micha aufgegriffen (vgl. Mi 4,1-3) und in der Zeit nach dem babylonischen Exil mehrfach weiter entfaltet (Jes 60,3-5; Offb 21,24).

Als Grund für dieses Wandern und Pilgern der Völker zum Licht gibt unser Lesungstext näher hin an: „Denn vom Zion geht Weisung aus und das Wort des Herrn aus Jerusalem“ (Jes 2,3). Ursprünglich bezogen sich beide Wörter, „Weisung“ und „Wort“, auf die Tora. Doch schon als die jüdischen Übersetzer unseren Satz auf griechisch formulierten, begann er anders zu klingen. Jetzt geht vom Berg des Herrn, vom Zion, der „nómos“ (das Gesetz) aus und von Jerusalem der „lógos“ (das Wort). Nach der Menschwerdung Gottes erkennen wir darin den grundlegenden Gedanken im Heilsplan Gottes: Das Gesetz (nómos) wurde durch das Wort (lógos) abgelöst oder besser: vollendet (vgl. Joh 1,17; Röm 10,4).

Dieses Wort will jetzt, im Advent wieder kommen. Doch es ist schwer so still zu werden, dass dieses geheimnisvolle Wort in der Tiefe der Seele vernommen und aufgenommen werden kann. Denn das Wort will heimlich keimen, wie ein zartes Frühlingspflänzchen. Die Erde lässt es aufsprießen (vgl. Jes 45,8). Also dürfen wir gar nicht selbst zu aktiv werden. Es gilt geduldig zu horchen; denn „was wächst, macht keinen Lärm“ – dieser kleine Vers stand lange auf der Scheunenwand der St. Maurus-Kapelle in Beuron.

Zum 2. Adventssonntag

(Jes 11,1-10 / Mt 3,1-12)

Am letzten Sonntag hatte ich geschrieben: Drei Gestalten sind bestimmend für die vier Adventwochen: Jesaja, Johannes der Täufer und Maria. Da Johannes der Täufer sowohl am 2. als auch am 3. Adventssonntag im Evangelium zu Wort kommt, soll es heute nochmals um die Gestalt des Propheten Jesaja gehen, also um die heutige 1. Lesung.

An Weihnachten werden wir singen:

> „Es ist ein Ros entsprungen aus einer Wurzel zart,
> wie uns die Alten sungen, von Jesse kam die Art.“

Vielen ist wohl bekannt, dass „Jesse“ die lateinische Form für „Isai“ ist. Doch wer ist dieser Isai, und was bedeutet er für den Propheten Jesaja aus seiner Sicht, also im 8. Jh. vC.?

Erstmals hören wir von Isai im Buch über die Moabiterin Rut. Sie hat den Obed geboren, den Vater des Isai. Das Büchlein schließt mit dem entscheidenden Satz: „Und Isai zeugte David“ (Rut 4,22). Ins Haus dieses Isai zu Betlehem schickt der Herr den Propheten Samuel, damit er einen von dessen Söhnen zum König salbe; denn Gott hatte den König Saul verworfen. Sieben stattliche Söhne des Isai werden von Samuel im Auftrag Gottes abgelehnt; denn „der Herr sieht das Herz“ der Menschen. Erst als letzter wird der jüngste Sohn geholt, der vorher, weil er offensichtlich seiner Familie ungeeignet erschien, bei der Herde gelassen worden war. Samuel salbt diesen David. Und nachdem er gesalbt ist, ruht der Geist des Herrn auf ihm (vgl. 1 Sam 16,1-13).

Doch in dem Abschnitt, den wir in der heutigen Lesung hören, schaut Jesaja nicht zurück auf die Geistgabe, die dem König David gegeben wurde, fast zwei Jahrhunderte bevor der Text entstand. Vielmehr erlebt Jesaja in seiner Zeit, wie die Weltmacht Assur ins Gebiet von Juda vorrückt und Städte und Dörfer wie Bäume stürzen lässt (vgl. Jes 10,34). In dieser aussichtslosen Lage spricht er das Wort, mit dem unsere Lesung beginnt: „Doch aus dem Baumstumpf Isais wächst ein Reis hervor, ein junger Trieb aus seinen Wurzeln ...“ (Jes 11,1). Und dann schaut Jesaja in einer unbestimmten Zukunft einen Herrscher aus dem Geschlecht Davids, der ganz anders ist, der gar nicht orientalischen Königsidealen entspricht – und das in vollkommenerer Weise als bei David (vgl. Ps 51,11-12).

Auf ihm lässt sich der Geist des Herrn nieder und erfüllt ihn mit dem Geist der Weisheit und der Gottesfurcht (gemeint ist damit Gehorsam). Dieser künftige Herrscher richtet die Hilflosen gerecht und entscheidet zugunsten der Armen des Landes. Doch zugleich ist er auf ungeahnte Weise so siegreich, dass unter ihm ein Friede herrscht, der an den Zustand vor dem Sündenfall im Paradies erinnert. Und schließlich wird dieser geheimnisvolle „Spross aus der Wurzel Isais“ dastehen „als Zeichen für die Nationen; die Völker suchen ihn auf“, oder: „als Siegeszeichen für die Völker, das die Heidenvölker suchen“ (Jes 11,10). Unten werde ich zeigen, wie das Wirklichkeit wird.

Doch zunächst wird im Schlussteil des Buches Jesaja der Gedanke der morgigen Lesung nochmals aufgegriffen; der zukünftige Gesalbte spricht: „Der Geist Gottes, des Herrn, ruht auf mir; denn der Herr hat mich gesalbt“ (Jes 61,1).

Und genau diesen Text liest Jesus in der Synagoge in Nazaret und erklärt: „Heute hat sich das Schriftwort, das ihr eben gehört habt, erfüllt“ (Lk 4,21).

Er, unser Herr Jesus Christus, ist der Gesalbte, den Jesaja ankündigte, und der so gar nicht den Gestalten entsprach, die im Frühjudentum als „Gesalbte“ (hebr. maschiach) erwartet wurden. Seit den Textfunden von Qumran kennen wir diese Vorstellungen: Die einen erwarteten einen priesterlichen Gesalbten aus dem Geschlecht Aaron, andere einen ganz politisch orientierten Herrscher, wieder andere erhofften für die Endzeit zwei Gesalbte.

Jesus, auf dem der Geist des Herrn ruhte, war ganz anders – und wurde abgelehnt: „Er kam in sein Eigentum, doch die Seinen nahmen ihn nicht auf“ (Joh 1,11).

Wir dürfen als Getaufte und „Gesalbte“, als „Christen“ zu ihm gehören. Wir sind die Heidenvölker, die „das Zeichen für die Völker suchen“ und auf ihn „hoffen“ (vgl. Röm 15,12). Der einst schwache Trieb aus der Wurzel Isais ist nun der Allherrscher, der Pantokrator (vgl. Offb 1,8), der im Advent zu uns spricht: „Siehe ich komme bald. ... Ich bin das Alpha und das Omega, der Erste und der Letzte, der Anfang und das Ende. ... Ich bin die Wurzel und das Geschlecht David.“ Und wir rufen diesem Kommenden zu: „Amen. Komm, Herr Jesus!“ (Offb 22,12.16.20).

Zum 3. Adventssonntag

(Jes 35,1-6b.10 / Mt 11,2-11)

In jedem Jahr beginnt der 3. Adventssonntag mit dem Eingangslied „Gaudete“ – „Freut euch im Herrn zu jeder Zeit ... Denn der Herr ist nahe“ (Phil 4,4-5). Und in jedem Jahr spielt an diesem Sonntag Johannes der Täufer eine Rolle.

In diesem Jahr, dem Lesejahr A, hören wir den Abschnitt aus dem Mattäusevangelium, in dem der bereits gefangene Täufer seine Jünger zu Jesus schickt um ihn zu fragen: „Bist du der Kommende, oder sollen wir einen anderen erwarten?“

Wie ist diese Anfrage gemeint? Darauf hören wir von Exegeten zwei unterschiedliche Antworten, die ich vereinfachend „Zweifel“ oder „Verkünden“ nenne: Will uns das Evangelium dieses Sonntags über die Zweifel eines Propheten berichten oder von seiner Absicht zu verkünden?

Natürlich soll ein Exeget hier nicht mitteilen, wie er sich subjektiv die Ereignisse vorstellt, sondern was objektiv der Evangelist in seiner Zeit sagen wollte. Was bedeutete das heutige Evangelium für die damaligen Leser?

In den letzten Jahrhunderten neigen Ausleger dazu, sich die Zweifel des Täufers in seiner Kerkerzelle auszumalen. Warum hätte er anfragen sollen, wenn er keine Zweifel gehabt hätte? Solche vorübergehenden Zweifel eines Gefangenen würden uns heute die Glaubensgröße des Täufers ja eher sympathischer machen. Und wir könnten uns so gut ausmalen, wie es für Johannes durch ganz verschiedene Nachrichten, die zu ihm in den Kerker gelangten, schwierig wurde zu erkennen, ob Jesus wirklich jener „Stärkere“ war, den er angekündigt hatte (vgl. Mt 3,11).

Von all dem hören wir aber im Text nichts. Da heißt es gleich im einleitenden Satz: „Johannes hörte im Gefängnis von den Taten Christi“, oder wörtlich: „des Christus“ oder „des Gesalbten“. Da klingt kein Zweifel an. Und so unerschütterlich zeichnet das Mattäusevangelium den Täufer durchgehend. Gleich zu Beginn (vgl. Mt 3,1 ff) wird Johannes gezeigt als der Rufer in der Wüste, der sich nicht würdig fühlt, dem, der nach ihm kommt, die Sandalen aufzubinden. Und nur bei Mattäus hören wir, der Täufer habe zu Jesus gesagt: „Ich müsste von dir getauft werden“ (Mt 3,13). – Viel später vergleicht Jesus seine eigene Vollmacht mit der göttlichen Sendung des Täufers, indem er den Hohenpriestern, die ihn fragen, aus welchem Recht er handelt, die Gegenfrage stellt: „Woher stammte die Taufe des Johannes? Vom Himmel oder von den Menschen?“ (Mt 21,25). Und wieder nur bei Mattäus lesen wir: „Johannes ist gekommen, um euch den Weg der Gerechtigkeit zu zeigen, doch ihr habt ihm nicht geglaubt“ (Mt 21,32). Im heutigen Evangelienabschnitt bezeugt Jesus, nachdem die Johannesjünger wieder zurückgekehrt sind, dieser Täufer sei nicht wie ein Schilfrohr, das sich nach jedem Wind dreht. Dann folgt: „Amen, das sage ich euch: Unter allen Menschen hat es keinen größeren gegeben als

Johannes den Täufer“ (vgl. Mt 11,7.11). Ein Evangelist, der so schreibt, will doch wenige Verse vorher keinen zweifelnden Johannes schildern.

Die frühe Kirche hat dieses Zeugnis Jesu für den Täufer sehr ernst genommen. Während später die Künstler beim endzeitlichen Gericht rechts von Christus Maria als Fürbitterin darstellen, und Johannes den Täufer links, zeigt das große Apsismosaik im Katharinenkloster am Sinai aus dem 6. Jh. noch den Täufer auf der rechten Seite Jesu. Und St. Benedikt erbaute auf Montecassino eine Kapelle zu Ehren des Täufers, aber keine Marienkapelle. Mit anderen Worten:

Der Gedanke, diesem – in Jesu Worten – „größten“ aller Menschen seien Zweifel gekommen, taucht tatsächlich erst in der Neuzeit auf. Doch wenn es keine Zweifel sind, worum geht es dann bei der Anfrage des Täufers? Oben habe ich es schon angedeutet: Er will dem Herrn den Weg bereiten, er will verkünden. Der Evangelist Mattäus kann bei seinen Lesern im 1. Jh. voraussetzen, dass sie um die Rivalitäten zwischen den Jüngern des Johannes und den Jüngern Jesu wissen. Noch zwei Jahrzehnte nach dem Tod Jesu trifft Paulus in Ephesus Menschen, die nur die Taufe des Johannes kennen (vgl. Apg 18,25; 19,3). Und noch zu Lebzeiten von Jesus und Johannes kommt es zum Streit zwischen beiden Jüngergruppen (vgl. Joh 3,25-26). Ein Teil der Johannesjünger wollte offenbar bei dem berühmten Täufer bleiben, und sie ließen sich von ihm nicht davon überzeugen, dass der unscheinbare Jesus der Größere sei. Also schickt sie Johannes jetzt zu Jesus. Sie sollen ihn fragen und von ihm selbst erfahren, dass er wirklich der Heiland ist, den die Propheten für die Endzeit angekündigt haben (vgl. Jes 35,5f).

Bisher kam zur Sprache: Mattäus wollte in seiner Zeit nicht vom Zweifeln des Täufers berichten – vielmehr soll auch die Frage des Täufers ein Verkünden sein, das auf Jesus hinweist.

Dies gilt auch heute, in unserer Zeit. In der Liturgie dieses vorletzten Adventssonntags „Gaudete“ geht es eindeutig darum auch uns zu verkünden: In dem „Kommenden“, der Blinde und Taube heilt, und der Arme mit seiner frohen Botschaft tröstet, erwarten auch wir freudig den „Heiland der Welt“ (Joh 4,42).

Zum 4. Adventssonntag

(Jes 7,10-14 / Mt 1,18-24)

Am letzten Sonntag vor dem Heiligen Abend steht Maria im Mittelpunkt der liturgischen Texte; auf sie bezieht sich in beiden Lesungen das Wort „Jungfrau“ (vgl. Jes 7,14; Mt 1,23). Exegeten haben ihre Probleme mit der Übersetzung des hebräischen bzw. griechischen Begriffs, der sich hinter dem deutschen Wort verbirgt.

Doch auf diese philologischen Fragen möchte ich hier nicht eingehen: Viel fruchtbarer als der Blick auf das Wort „Jungfrau“ scheint mir jener auf den Sohn zu sein, den Maria empfangen soll. Von ihm bekennen alle gläubigen Christen, er sei „wahrhaft Gott und wahrhaft Mensch“ – so die Definition auf dem Konzil von Chalzedon 451 nC. – Was kann man sich darunter vorstellen?

Kein moderner Mediziner hätte an Jesus von Nazaret auch nur eine einzige „göttliche Zelle“ finden können. Selbst in den Chromosomen und Genen gab es an Jesus nichts, was nicht dem normalen Befund eines gesunden Mannes entsprochen hätte. Dazu gehört auch, dass er als Mann ein Y-Chromosom besaß. Aber woher? Wie bewirkte Gott das? – Das wird und soll für uns Geheimnis bleiben; denn eine Antwort auf diese Frage gibt die Schrift nicht; nicht einmal die Eltern Jesu hatten das verstanden (vgl. Lk 2,48-50). Die neutestamentlichen Schriftsteller hätten unsere moderne, biologische Fragestellung nicht einmal nachvollziehen können.

Für Mattäus ist Geistiges viel wichtiger. Im morgigen Evangelium heißt es von Maria zweimal – wörtlich gleich –, sie sei schwanger gewesen „aus heiligem Geist“ (ek pnéumatos hagíou). In der Einheitsübersetzung werden diese drei griechischen Wörter unterschiedlich übersetzt. Zuerst heißt es, Maria erwarte ein Kind „durch das Wirken des Heiligen Geistes“ (Mt 1,18) und kurz danach: Das Kind, das sie erwartet, „ist vom Heiligen Geist“ (Mt 1,20). Gemeint ist (trotz der unterschiedlichen Überset-

zungen) in beiden Fällen: Hier geht es nicht um etwas Materielles, denn was aus heiligem Gottesgeist stammt, ist nicht materiell. – Das gilt auch für den sachlich parallelen Text im Lukasevangelium, in dem der Engel sagt: „Heiliger Geist wird über dich kommen, und die Kraft des Höchsten wird dich überschatten“ (Lk 1,35). Die Evangelisten betonen also: Nie geht es um eine Art von „Götterhochzeit“, wie man sie sich damals sehr leicht und sehr materiell vorstellen konnte.

Vielmehr geht es immer um den göttlichen Geist in Jesus. Kein irdischer Vater hätte sagen können: „Das hat er von mir.“ Doch uns fällt es oft so schwer in dem ganz „normalen“ Jesus zu erkennen, dass er auch wahrhaft Gott ist, ohne gleich an außerordentliche Wunder zu denken, die er vollbringt – es vor allem zu erkennen in der „Liebe“ Gottes, die dieses Kind ausstrahlt; der Liebe, von der auch das Lied „Stille Nacht, Heilige Nacht“ spricht.

Dieses Weihnachtslied empfand ich früher als kitschig, weil es die Geburt im Stall so unrealistisch schildert. Inzwischen merke ich, dass bei den meisten anderen Weihnachtsliedern wir Menschen die Handelnden sind, so etwa, wenn wir singen: „Ich steh an deiner Krippe hier ...“ oder: „... ein Kindelein, das hab ich auserkoren ...“ oder „... nun singet und seid froh ...“. Dagegen drückt das Weihnachtslied „Stille Nacht“ in vielleicht unrealistischen, aber einfachen Bildern das aus, was kein Theologe letztlich erklären kann: Gott wurde Mensch.

> „Stille Nacht, heilige Nacht!
> Gottes Sohn, oh wie lacht
> Lieb’ aus deinem göttlichen Mund,
> da uns schlägt die rettende Stund
> Jesus in deiner Geburt!“

Je näher wir Gott kommen, desto einfacher wird es.

Die Weihnachtszeit

Zum Weihnachtsfest – Messe am Tag

(Jes 52,7-10 / Joh 1,1-18)

Der Johannesprolog, der am heutigen Festtag als Evangelium gelesen wird, ist so reich an ganz grundlegenden Gedanken, dass man in der vorkonziliaren Zeit glaubte ihn in jeder heiligen Messe wiederholen zu sollen. Die Folge war, dass er auf lateinisch oft auswendig und schnell heruntergeleiert wurde. Dazu kam ein anderer Mangel: Der Text wurde nur bis Vers 14 gelesen. Er schloss also mit dem Satz: „Und das Wort ist Fleisch geworden und hat unter uns gewohnt, und wir haben seine Herrlichkeit gesehen, die Herrlichkeit des einzigen Sohnes vom Vater voll Gnade und Wahrheit."

Bei der Liturgiereform wurde der ganze Prolog mit allen 18 Versen als Evangelium für das Weihnachtsfest vorgesehen. Gerade der letzte Satz enthält die zum heutigen Festtag so gut passende Nachricht: „Der Einzige, der Gott ist und am Herzen des Vaters ruht, er hat Kunde gebracht" (Joh 1,18b). Das betrifft uns unmittelbar. Das klingt nicht so abgehoben wie der uns viel vertrautere erste Satz: „Im Anfang war das Wort", in den so oft philosophische Deutungen hineingelegt wurden, die ihm gar nicht gerecht werden.

Dieser Schlusssatz „kommt bei uns an", er erreicht uns auf unserer Erde, in Raum und Zeit, und bringt „Kunde" von einer unbegrenzten, ewigen Welt, die wir nicht fassen können. Johannes betont: „Niemand hat Gott je gesehen" (Joh 1,18a). Doch dieser unsichtbare Gott ist die Liebe selbst (vgl. 1 Joh 4,8), er ist ein Schöpfer, der seine Schöpfung liebt. Und das ist wesentlich mehr als ein Schöpfer, der einen Urknall verursacht hat. Wir gehören in besonderer Weise zu dieser Schöpfung. Denn: „So sehr hat Gott die Welt geliebt, dass er seinen Sohn, den Einzigen, hingab" (Joh 3,16) – und mit dem Wort „Welt" in diesem Satz aus dem 3. Kapitel des Johannesevangeliums sind wir Menschen gemeint. In diese „Welt", also zu uns, kam das Fleisch gewordene Wort.

Dieses göttliche Hingeben aus Liebe zu uns führte zur Menschwerdung des Sohnes, die wir zu Weihnachten feiern, und wurde vollendet in dessen Hingabe am Kreuz. Mehr als durch seine Worte hat er durch sein Leben von der Liebe Gottes zu uns gesprochen. Seit Jesus geboren ist, haben wir ein „Bild des unsichtbaren Gottes" (Kol 1,15). Dieses Sichtbarsein Gottes ist neu und anders, es ist mehr als nur ein Erkennen der Liebe Gottes in seinen Werken, in seiner so vielfältigen, schönen, geistreich durchdachten, kaum messbaren kleinen und großen Schöpfung. Weil Jesus wahrhaft Mensch und wahrhaft „Gott ist" (wie es im letzten Vers des Johannesprologs, Joh 1,18, heißt), weil er „eines Wesens mit dem Vater" ist, wie wir im Glaubensbekenntnis beten, kann in ihm Gott selbst, der die Liebe ist, sichtbar werden.

Festtagsstimmung und Weihnachtslieder haben einen „guten Grund", so lange der Anlass des Jubels bewusst bleibt: Die Freude über ein ungeheuer großes Weihnachtsgeschenk. Wo die Menschwerdung Gottes geleugnet wird oder unbekannt ist, da entsteht häufig eher eine gefühlvolle „Weihnachtsstimmung", oder im schlechteren Fall „Weihnachtsrummel" mit kommerziellem Beigeschmack. Es sind nicht die Schlechtesten, die dann ehrlich „fliehen", weil sie nicht unehrlich mitsingen wollen: „O du fröhliche, o du selige, Gnaden bringende Weihnachtszeit".

Und noch etwas: Wir freuen uns nicht nur, weil ein Kind geboren ist – obwohl ein neugeborenes Menschenkind etwas Wunderbares ist. Doch das Kind in der Krippe ist, wie wir uns klar gemacht haben, mehr als ein Menschenkind: Jener unsichtbare Gott, dessen Wesen es ist, sich selbstlos zu „verströmen" (auf lateinisch: „bonum est diffusivum sui", Thomas v. Aquin, Summa theologiae I, q. 5a. 4, ad 2) und zu verschenken – er wird in dem „Jesus-Kind" (so wörtlich Lk 2,27) für uns sichtbar.

Das – betonte – letzte Wort im letzten Satz des Prologs lautet „Kunde bringen" oder „Erklären" (vom griechischen Verb ex-ägéomai, also „aus-legen", wie ein Ex-eget). Und diese Kunde besteht darin,

dass Gott sichtbar wird, oder dass jenes Wort, der Logos, der „im Anfang“, also immer „war“, für uns vernehmbar wird. So erscheint auch der erste Vers des Prologs weit weniger abstrakt, und es wird deutlich: Der erste und der letzte Vers des Johannesprologs gehören eng zusammen.

Staunend freuen wir uns über dieses Kind, in dem uns Gott anspricht und sich uns schenkt; das „Wort Gottes“ an uns ist in erster Linie kein schriftlicher Text, sondern dieses Kind, das uns „aus-legt“, was sich hinter jener Wirklichkeit verbirgt, die wir Gott nennen.

Zum Fest der Heiligen Familie (1. Sonntag nach Weihnachten)

(Sir 3,2-6.12-14 / Mt 2,13-15.19-23)

Das Fest der Heiligen Familie, die nach Ägypten fliehen muss, liegt zeitlich nah am Fest der Unschuldigen Kinder; die beiden zusammengehörenden Abschnitte aus der Kindheitsgeschichte des Mattäusevangeliums werden also im Lesejahr A immer kurz hintereinander vorgelesen. Der Wert dieser beiden Texte, die in bestimmten geschichtlichen Situationen verortet sind, wird mir immer klarer; es geht da nicht um eine Art Märchen, das zeitlos beginnt: „Es war einmal …“ Im Gegenteil zeigt Mattäus deutlich, wie genau er die Zeit und die Lage kennt; er berichtet von einer konkreten politischen Situation mit bestimmten Herrschern in einer ihm gut bekannten Gegend.

Erst in unserem 21. Jahrhundert, im Jahr 2007, wurde auf der Burg Herodion das Grab des Königs Herodes entdeckt. Sein Tod wird auch im Evangelium erwähnt (Mt 2,19). Korrekt wird als sein Nachfolger der ebenfalls grausame Archelaos genannt (Mt 2,22). Wer heute auf dem Gipfel des Herodions steht, sieht ganz nah den Ort Betlehem liegen – zu Fuß etwa eine Stunde entfernt. Auch im Evangelium gehören diese Orte zusammen. Denn Herodes war 40 vC. in Rom auf den griechischen Titel „König der Juden“ (basiléus tôn Ioudáion) gekrönt worden. Und so ist es natürlich eine Provokation für ihn, wenn bei ihm Gäste anfragen, wo denn „der neugeborene 'König der Juden'“ zu finden sei (Mt 2,2). Ein König, von dessen Verfolgungswahn der jüdische Historiker Josephus Flavius ausführlich berichtet, bekommt da natürlich Angst. Unter der Herrschaft eines Herodes, der viele seiner Familienmitglieder, Ehefrauen und Söhne, umbrachte, war es nichts Außergewöhnliches, wenn er einige Knaben vorsichtshalber töten ließ – bei einer geschätzten Einwohnerzahl von etwa 1000 waren es ca. 20 männliche Säuglinge. Doch die Folge für die Heilige Familie ist die Flucht nach Ägypten; die Grenze nach Ägypten war ja nicht weit entfernt, sie lag dort, wo heute der Gazastreifen beginnt. Der Aufenthalt im Niltal wird nur in Apokryphen und Legenden, nicht aber im Evangelium ausgemalt.

Wie schon mehrfach beobachtet, versucht Mattäus historische Fakten durch Zitate aus den heiligen Schriften des Alten Testaments gleichsam zu illustrieren. Nie aber „erfindet“ er Ereignisse nur wegen eines alttestamentlichen Textes, den er in Erfüllung gehen lassen will. Vielmehr ist es umgekehrt: So ist der Aufenthalt Jesu in einem Ort namens Kafarnaum historische Tradition, doch Kafarnaum kommt im Alten Testament nicht vor. Jedoch liegt Kafarnaum im Gebiet von Naftali, und dazu findet Mattäus eine Bibelstelle: Er lässt „das Land von Sebulon und Naftali“ ein großes Licht schauen und so die Schrift in Erfüllung gehen (Jes 8,23; Mt 4,13-16). Ähnliches beobachten wir im heutigen Abschnitt. Den Wohnort Nazaret konnte Mattäus auch nicht in der Schrift finden, daher kann er nur unbestimmt schreiben: „Denn es sollte sich erfüllen, was durch die Propheten gesagt worden ist: Er wird Nazoräer genannt werden“ (Mt 2,23); niemand weiß bis heute sicher, auf welche der denkbaren Stellen er sich bei „den Propheten“ beruft. Zum ebenfalls vorgegebenen Geburtsort Betlehem bastelt er gleichsam ein Erfüllungszitat aus zwei unterschiedlichen alttestamentlichen Büchern zusammen, Micha und 2 Samuel, das kein Schriftgelehrter so hätte vorlesen können (vgl. Mt 2,5-6). Auch eine Flucht des Gesalbten, des Christus, nach Ägypten stand nirgends im AT. Also greift er die Rückkehr aus „Ägypten“ auf (wie oben bereits erwähnt: schon die Gegend von Gaza gehörte zu Ägypten) und illustriert sie mit einem Zitat, das sich auf die Befreiung Israels aus Ägypten bezieht (vgl. Mt 2,15). – Ganz überraschend ist auch das Zitat, das er zum Kindermord in Betlehem bringt: „… Rahel weinte um ihre Kinder und wollte sich nicht trösten lassen …“ (Jer 31,15). Eigentlich bezieht sich diese Jeremia-Stelle auf die Gegend bei Rama, nördlich von Jerusalem. Doch offenbar sind die Ortskenntnisse

des Mattäus so gut, dass er an ein Denkmal für Rahel bei Betlehem denkt, das eine andere Rahel-Tradition festhält: Das bis heute bestehende „Grab der Rahel“ am Ortseingang von Betlehem erinnert nicht an eine Klage um tote Kinder, sondern an den Tod der Stammmuttern an dieser Stelle (vgl. Gen 35,17-20).

Bekanntlich stimmen die Kindheitsgeschichten nach Lukas und nach Mattäus zwar in wesentlichen Punkten überein (Geburt unter Herodes, Geburtsort Betlehem, Wohnort Nazaret u.a.). Doch genauso offensichtlich ist, dass im Einzelnen ihre Angaben kaum zu vereinbaren sind. Bei Lukas hören wir vom Engelgesang auf dem Hirtenfeld und von der Darstellung des „Jesus-Kindes“ (Lk 2,27) im Tempel zu Jerusalem, worauf die Rückkehr der Familie nach Nazaret folgt (vgl. Lk 2,39). Für eine Flucht nach Ägypten bleibt da kein Platz.

Lukas, über den die Legende berichtet, er sei „Maler“ gewesen, stellt uns die Weihnachtsereignisse gefälliger vor Augen, und wir sind ihm in diesen Tagen dankbar für seine anschaulichen Texte, die uns das Mitfühlen zur Weihnachtsfreude werden lassen. Doch bei Mattäus erfahren wir mehr über die Zeitgeschichte in Judäa. Und mit seinen Kenntnissen der heiligen Schriften seines jüdischen Volkes entdeckt er staunend, was auch für uns wesentlich ist:

Die ganze Schrift spricht von Christus.

Gutes Neues Jahr!

Zum 2. Sonntag nach Weihnachten

(Sir 24,12.8-12 / Joh 1,1-18)

In den Tagen nach Weihnachten wurde mehrmals der Johannesprolog bis Vers 14 vorgelesen; manchmal wurden dabei auch noch die Verse 6 bis 8 über das Auftreten „eines Mannes namens Johannes“ ausgelassen. Erst heute, am 2. Sonntag nach Weihnachten, hören wir den ganzen Johannesprolog ungekürzt mit allen seinen 18 Versen.

In den vier letzten Versen taucht wieder der Name Johannes auf, außerdem sind es die einzigen Verse im Johannesevangelium, in denen das Wort "Gnade" vorkommt. Der Abschnitt schließt mit dem Satz: „Niemand hat Gott je gesehen. Der Einzige, der Gott ist und am Herzen des Vaters ruht, er hat Kunde gebracht.“

Wie aber kam der Evangelist zu dieser Überzeugung? – Davon hat er in Vers 14 so berichtet: Das Mensch gewordene „Wort“, Jesus, hat unter den Menschen gelebt; und die Jünger, die Menschen, die ihm nah waren, haben dabei immer mehr gemerkt: Hinter diesem einfachen Menschen verbirgt sich etwas ganz Wichtiges, etwas, was nur Gott und seinem ihm wesensgleichen einzigen Sohn eigen ist: Er ist „voll Gnade und Wahrheit“.

Hier kommt erstmals das Wort „Gnade“ vor, drei weitere Male dann noch in den folgenden Versen 16 und 17. Außer an diesen vier Stellen findet sich dieses Wort, das Paulus so oft braucht, im ganzen Johannesevangelium nie mehr. Noch überraschender ist: Gleich nachdem das Wort „Gnade“ zum ersten Mal genannt wird, folgt in Vers 15: „Johannes bezeugte über ihn …“ Denn in diesem hebräischen Namen Johannes steckt ebenfalls das Wort „Gnade“, er bedeutet „der Herr [JHWH] (ist) gnädig“ (= ye-ho-channan). Zugrunde liegt das hebräische Hauptwort „chen“, das deutsche Wort „Gnade“ trifft den Sinn nur zum Teil. Eher entspricht ihm das griechische „cháris“ – bei dem wir an die drei anmutigen Chariten, die (lateinischen) Grazien denken dürfen. Alle drei Ausdrücke (chen, cháris, gratia) meinen viel weniger das herablassende Geneigtsein eines Größeren wie etwa die „Begnadigungen“ durch Putin (im Advent 2013); „cháris“ ist dagegen vielmehr ein Wohlwollen, das den Angeblickten aufblühen lässt: Er wird schön, äußerlich und innerlich. Wer so gütig angeschaut wird, merkt, dass er Wohlwollen gefunden hat in den Augen dessen, der ihn liebend ansieht. Er wird erfüllt von Anmut. Er gefällt dem, der ihn gütig anschaut.

Wenn es also im Johannesprolog von Jesus heißt, er sei „voll Gnade“, dann gehört zu diesem Wort „Gnade“ der, dessen Name lautet: „Der Herr ist gnädig“.

In den Versen 15 bis 18 greift der Evangelist Johannes das Zeugnis des Täufers Johannes auf. Sinngemäß übersetzt sagt Johannes über Jesus:

„Er war erfüllt von Wohlwollen und wahrer Güte. […] Aus seinem Reichtum, mit dem er ganz erfüllt ist, sind auch wir alle mit Gnade überschüttet worden. Die Weisung, die Tora, wurde Mose übergeben; die Gnade aber und der wahre Lebensweg erstanden uns in Jesus Christus.“

Den letzten, 18. Vers des Johannesprologs hatte ich oben schon in den Worten der Einheitsübersetzung zitiert. Dort heißt es, Jesus habe uns von Gott „Kunde gebracht“. Bereits in den Gedanken „Zum Weihnachtsfest“ hatte ich erwähnt, dass im griechischen Original hier das Wort „exegesato“ steht, von dem unser Wort „Exegese“ abgeleitet ist. Gemeint ist also: Mit seinem Leben unter uns Menschen, seinen Taten und Worten hat der einzige Sohn Gottes uns das Wesen Gottes „ausgelegt“, früher hätte man gesagt „geoffenbart“: die Menschenfreundlichkeit, Güte und wohlwollende Gnade unseres Gottes.

Lassen wir uns im kommenden Jahr von IHM ansehen.

Zur Taufe des Herrn

(Jes 42,5a.1-4.6-7 / Mt 3,13-17)

Am Ende der Weihnachtszeit, nach der wieder die Sonntage im Jahreskreis beginnen, steht immer das Fest „Taufe des Herrn“. Von diesem entscheidenden Beginn des öffentlichen Wirkens Jesu berichten alle vier Evangelien. Doch sie setzen dabei sehr verschiedene Akzente. Nur im heutigen Abschnitt aus dem Mattäusevangelium lesen wir, dass Johannes zögert Jesus zu taufen und sagt, er müsse von Jesus getauft werden. Und nur hier richtet Jesus das Wort an den zögernden Täufer: „'Lass es nur zu! Denn nur so können wir die Gerechtigkeit, die Gott fordert, ganz erfüllen.' Da gab Johannes nach“ (Mt 3,15). Das Wort „Gerechtigkeit“ scheint so schwer verständlich gewesen zu sein, dass in der Einheitsübersetzung hinzufügt wurde: „die Gott fordert“ – was aber auch nicht viel mehr erklärt, im Gegenteil. Wörtlich steht im griechischen Text nur: „die ganze Gerechtigkeit erfüllen“. Was ist damit gemeint?

Das biblische Wort „gerecht“, auf hebräisch „zadiq“, bedeutet etwas ganz anderes als das deutsche „gerecht“ oder „Gerechtigkeit“. Wir denken dabei, wie die Römer in ihrer Gesetzgebung beim Wort „iustitia“, an jene Tugend, die das Gute belohnt, aber auch das Böse bestraft. Die biblische Gerechtigkeit dagegen meint das Tun des Guten. Für das strafende Eingreifen Gottes stehen Begriffe wie „Grimm“ oder „Zorn Gottes“ (Ps 90,7-8) oder „Gericht“ (Joel 4,2.12). Zwei Beispiele aus den Psalmen sollen zeigen, wie grundlegend anders „gerecht“ und „Gerechtigkeit“ in der Schrift verstanden werden. So sagt der Psalmist von Gott: „Der Herr ist gnädig und gerecht, unser Gott ist barmherzig“ (Ps 116,5). „Gerecht“ bedeutet hier praktisch dasselbe wie die beiden anderen Eigenschaften „gnädig“ und „barmherzig“. Im Hinblick auf Gottes „Gerechtigkeit“ heißt es an einer anderen Stelle: „Sie sollen die Erinnerung an deine Güte wecken und über deine Gerechtigkeit jubeln“ (Ps 145,7). Hier ist „Gerechtigkeit“ eine andere Bezeichnung für „Güte“.

Viele Bibeltexte, in denen das Wort „Gerechtigkeit“ vorkommt (so etwa Jes 42,6 in der 1. Lesung dieses Sonntags), werden besser verständlich, wenn wir stattdessen zunächst einmal „Güte“ einsetzen. Denn die biblische Gerechtigkeit meint das, was „richtig“ ist, nämlich selbstlos gut zu sein. „Gerecht“ ist, wer an die anderen und nicht an sich denkt. Im Johannesbrief wird Gerechtigkeit fast gleichgesetzt mit Lieben (1 Joh 3,10).

Der Sinn der Antwort Jesu an den Täufer ist also: „Taufe mich nur; denn ich bin ja dazu da selbstlos die Sünden anderer auf mich zu nehmen.“ Von derselben unfassbaren Güte Gottes, die sogar unsere Sündenlast übernimmt, heißt es im Johannesevangelium: „Seht, das Lamm Gottes, das die Sünde der Welt trägt“ (Joh 1,29.36).

Mit der Taufe beginnt schon der Weg des Herrn, der auf seine Passion ausgerichtet ist. Nach Jesu Tod am Kreuz erkennt ein Hauptmann: „Wirklich, dieser Mensch war gerecht“ (Lk 23,47).

Wo sonst finden wir eine solche selbstlose Güte, der es nur um unser ewiges Heil geht? – Wer einwendet: „Und was ist mit den Menschen, die auch bewusst ihr Leben für andere opfern, wie Maximilian Kolbe, oder den Tod in Kauf nehmen wie Martin Luther King oder Mahatma Gandhi?“, dem antworte ich: Sicher waren sie gerecht im biblischen Sinn, doch sie haben sich für das irdische Wohl bestimmter Menschen eingesetzt, niemals aber für die ganze Menschheit, und schon gar nicht für die Sünden der Menschen. Am Jordan aber geht es gerade um diese Sündenlast, die es wirklich gibt, wenn wir uns selbst gegenüber ehrlich sind.

Das Fest der Taufe Jesu, der selbst sündenlos ist und doch voller Güte unsere Sünden auf sich nimmt, lädt uns zum Danken ein.

Die Fastenzeit

Zum 1. Fastensonntag

(Gen 2,7-9. 3,1-7 / Mt 4,1-11)

Nicht zum Jahresbeginn, sondern als Vorbereitung auf Kreuz und Ostern liest die Kirche die Paradieseserzählung. Geht es ihr gar nicht um den Anfang der Menschheit?

Der Homo sapiens, also wir Menschen, sind jünger als das letzte Erdzeitalter, das Quartär. Es umfasst immerhin eine Million Jahre, also 100 mal 10.000 Jahre. Die ersten 99 mal 10.000 Jahre waren die Menschen Jäger und Sammler. Erst nach der „Neolithischen Revolution" vor zehn Jahrtausenden begannen die Menschen Städte zu bauen, Äcker anzulegen und Viehzucht zu treiben. Doch dann dauerte es nochmals sechs Jahrtausende bis im 4. Jahrtausend vC. Gartenbau und Obstbaumkultur nachweisbar sind. Das aber ist jene Kulturstufe, die in der Erzählung vom Sündenfall vorausgesetzt wird; wir lesen sie am heutigen 1. Fastensonntag.

Der kurze geschichtliche Überblick macht deutlich: Die Schilderung der Ereignisse im Garten des Paradieses können uns heute sicher nichts über die historischen Anfängen des Menschengeschlechts sagen. Wenn diese Bedeutung wegfällt, was steckt dann „eigentlich" in diesem Text? Er enthielt schon immer große Theologie, die sich allerdings in Christus, in der nachösterlichen Zeit erst voll erschließt. Im Folgenden geht es darum diese Theologie zu verstehen. Die beiden Gegenspieler der Erzählung werden „Gott" und „Schlange" genannt. Für uns heute scheint ganz selbstverständlich, dass die Schlange ein Bild für den Teufel ist – doch das steht nirgends im Schöpfungsbericht und nirgends im ganzen Alten Testament. In unserem Text redet die Schlange zwar wie ein Mensch, ist ihm aber an Schläue weit überlegen; sie erscheint fast göttlich. Mehrere archäologische Funde aus jener Zeit zeigen Schlangen, die tatsächlich göttlich verehrt wurden.

Erst im allerletzten Buch des Neuen Testaments erfahren wir, wer sich wirklich unter dem Bild der Schlange verborgen hatte: Sie war „der große Drache, die alte Schlange, die Teufel oder Satan heißt und die ganze Welt verführt" (Offb 12,9). Dieser Drache wird gestürzt, er wird besiegt im Kampf mit der Frau und ihrem Kind, bei dem es um Leben oder Tod ging.

Die einfachen, aber so einprägsamen Bilder der Paradieseserzählung dürfen wir also sehen als den Beginn des großen Kampfes zwischen Gut und Bös, des Dramas der Heilsgeschichte, das bis heute andauert. Dabei ist der Ausblick auf den Sieg des Guten am Ende das Wesentliche in unserem christlichen Glauben – und nur in ihm.

Eine beispielhafte Zwischenstufe in diesem Ringen zwischen Gott und dem Teufel wird uns im Evangelium gezeigt. Dreimal stellt der Satan Jesus verlockende Angebote vor Augen – und dreimal lehnt Jesus sie ab, indem er sich auf die Schrift beruft, also auf den Willen oder das Wort Gottes.

Auch der Mensch im Garten Eden weiß sehr gut, was Gott gesagt hat. Aber stärker als der Wille auf Gott zu hören, zu ge-horchen, ist sein Wunsch „wie Gott zu sein" (Gen 3,5). Die „Augenweide" des schönen Baums und die Aussicht klug zu werden geben den Ausschlag.

Auch in unserer heutigen Welt ist so vieles verlockend und sehr angenehm – und an vielem dürfen und sollen wir uns auch dankbar erfreuen. Doch was genau ist zu diesem dankbaren Erfreuen da, und was ist gegen Gottes Gebot? Ich meine, wir sollten uns da nicht an kirchlichen Verlautbarungen orientieren, sondern direkt an dem Gebot, das Jesus uns gab, und das allen Egoismus verbietet. Es ist das „neue Gebot" einander zu lieben in der selbstlosen Weise, die uns Christus vorgelebt hat (vgl. Joh 13,34; 15,12; 1 Joh 2,7-11; 4,7-21).

Hoffnungsvolle Fastenzeit!

Zum 2. Fastensonntag

(Gen 12,1-4a / Mt 17,1-9)

Seit Jahrhunderten liest die Liturgie der katholischen Kirche als Vorbereitung auf Ostern am 2. Fastensonntag das Evangelium von der Verklärung Christi. Die Ostkirchen feierten noch viel früher als Fest die Meta-mórphosis, die „Verwandlung" des irdischen Jesus in göttliches Licht.

In unserem Text wird als Grund für dieses sichtbare Aufscheinen der Gottheit Jesu sein Titel genannt: Er ist der „Sohn" Gottes. Mit diesem Wort „Sohn" beschäftigen sich die folgenden Gedanken.

Die drei Jünger, die Jesus „ganz allein auf einen hohen Berg" (Mt 17,1) mitgenommen hatte, hören aus einer lichten Wolke eine Stimme: „Das ist mein geliebter Sohn" (Mt 17,5). Dieselbe Aussage über Jesus erging schon am Jordan (vgl. Mt 3,17). Ebenso bekennt Petrus bei Caesarea Philippi Jesus nicht nur als den Christus, vielmehr fügt er hinzu: „... du bist der Sohn des lebendigen Gottes" (Mt 16,16). Auch der Hohepriester beschwört den gefesselten Jesus auszusagen, ob er wirklich „... der Sohn Gottes" sei (Mt 26,63).

Bei dem Wort „Sohn" denken wir scheinbar selbstverständlich an einen, der jünger ist als der, der ihn zeugte. Mit dieser „griechischen" Logik ging Arius (ca. 260 – 336 nC.) an die Texte und ließ Jesus nicht als wahren Gott gelten – die Irrlehre des Arianismus. Doch orientalisches und damit auch biblisches Denken ist anders als griechische Philosophie. Für den Orientalen lebt im Sohn der Vater weiter. Als in Jerusalem unser arabischer Koch seinen ersten Sohn bekam, gab er uns nicht nur freudig darüber Bescheid. Er änderte auch seinen Namen und hieß von jetzt an „Abu Akram", das heißt „Vater des Akram". Der Vater ist durch seinen Sohn wichtiger geworden.

Der antike Mensch sah die Dinge ganz einfach: Ein Künstler kann zwar lebensnah die Statue eines Menschen formen, doch sie ist nicht seines Wesens; denn er hat sie nicht gezeugt, sondern geschaffen, z.B. aus Stein. Ganz anders ist es bei natürlicher Zeugung und Geburt: Das Füllen eines Esels kann seinem Wesen nach nur ein Esel sein, der Sohn eines Menschen ist wesensnotwendig auch Mensch; und der Sohn Gottes ist Gott. Das ist die Bedeutung des Wortes „Sohn", des „Gottessohnes". (Wie Jesus zugleich „Menschensohn" sein kann, wäre getrennt zu behandeln.) Mit dem Titel „Sohn" wird demnach in bildlicher Sprache auch etwas über den „Vater", über jenen Gott ausgesagt, der an sich unaussprechlich und unbegreiflich ist: In Jesus, dem Sohn Gottes, der vor aller Zeit aus der Liebe des Vaters hervorgebracht wurde, schenkt uns Gott sein einziges Bild, in dem die ganze Fülle seiner Gottheit wohnt (vgl. Kol 1,15.19; 2,9).

Das bekennen wir auch an diesem 2. Fastensonntag, nachdem das Evangelium von der Verklärung Christi vorgelesen wurde, im „Großen Glaubensbekenntnis" (oder nicäno-konstantinopolitanischen Glaubensbekenntnis). Dort heißt es: Wir glauben an „... Gottes eingeborenen Sohn, aus dem Vater geboren vor aller Zeit: Gott von Gott, Licht vom Licht, wahrer Gott vom wahren Gott, gezeugt, nicht geschaffen, eines Wesens mit dem Vater; durch ihn ist alles geschaffen."

Diese wohldurchdachte Formulierung der Väter auf den ersten beiden Allgemeinen Konzilien gibt nur das wieder, was schon im Neuen Testament steht: „Philippus, wer mich gesehen hat, hat den Vater gesehen. Wie kannst du sagen: 'Zeig uns den Vater?' Glaubst du nicht, dass ich im Vater bin, und dass der Vater in mir ist?" (Joh 14,9; vgl. auch Joh 1,18; 10,30; 1 Joh 5,20;. Hebr 1,3).

Auch das morgige Evangelium zeigt uns im „geliebten Sohn" den Vater. Allerdings: Gott so anzunehmen, wie er sich uns zeigt, nicht wie wir ihn uns denken, ist nicht leicht. Viel Kraft dazu!

Zum 3. Fastensonntag

(Ex 17,3-7 / Joh 4,5-42)

Das morgige Evangelium mit den Ereignissen am Jakobsbrunnen ist genauso unerschöpflich wie die „sprudelnde Quelle", von der dort die Rede ist. Doch ich will mich beschränken auf die Bitte der samaritischen Frau um das lebendige Wasser (4,10-11).

Sicher hat bei dem Gespräch Jesu mit der Frau am Brunnen niemand mitstenographiert. Doch der Brunnen, der heute noch da ist, zeigt, dass auch in diesem Text, wie im ganzen Johannesevangelium, konkrete Ereignisse, Erinnerung und Betrachtung ineinander übergehen: Irdische Begebenheiten und historische Tatsachen werden bei dem vierten Evangelisten zu transparenten Sinnbildern, in denen eine ganz andere Wirklichkeit durchscheint. Die Ortkenntnisse, die dieses Evangelium ganz selbstverständlich als bekannt voraussetzt, sind hervorragend. Das gilt auch für den Jakobsbrunnen.

Am Fuß des Bergs Garizim kann man sich bis heute davon überzeugen, dass dieser Brunnen kein erfundenes Symbol ist. Der heutige Besucher sieht nur eine kleine runde Öffnung von kaum einem Meter Durchmesser. Doch neuere Untersuchungen haben gezeigt, dass das nur das obere, enge Ende einer überlangen „Flasche“ ist, die da mindestens 20 Meter tief mühsam nach unten gearbeitet wurde, einen Mauerring unter den anderen setzend (das entspricht etwa der Höhe eines vierstöckigen Hauses). In vergangenen Jahrzehnten hatte ich oft Gelegenheit mit dem Eimer an einem sehr langem Seil Wasser heraufzuwinden. Dieses Wasser war kein abgestandenes Zisternenwasser, ich würde es auch nicht als Grundwasser bezeichnen, eher als Quellwasser, das vom Berghang kommend unten in den Schacht hineinsickert. Im griechischen Text wird von Anfang an (4,6) bewusst das Wort „Quelle“ (pägä) benutzt. Später heißt es zwar, der „Brunnenschacht“ (phréar) sei tief (4,11), doch Brunnenschacht und lebendiges Quellwasser schließen sich im Orient nicht aus, wie das „Brunnenlied“ (Num 21,16-18) zeigt: Dort wird das Wasser, das im Brunnen aufsteigt mit dem Quellwasser verglichen, das der Herr seinem Volk in der Wüste gab.

Als Jesus zu der Samariterin sagt, er könne ihr lebendiges Wasser geben, verbindet auch die erstaunte Frau dieses Bild vom lebenden Wasser mit dem des Brunnens und fragt ganz naiv: „Herr, du hast doch kein Schöpfgefäß, und der Brunnen ist tief. Woher nun hast du das lebendige Wasser?“ (4,11). Alles hängt offenbar davon ab, das vorausgegangene Wort Jesu zu verstehen: „Wenn du wüsstest um die Gabe Gottes und wer der ist, der zu dir sagt: Gib mir zu trinken, so hättest du ihn gebeten, und er hätte dir lebendiges Wasser gegeben“ (4,10).

Was ist gemeint mit dem Wissen um „die Gabe Gottes“? Wieso kann sie mit lebendigem oder „lebendem Wasser“ in Verbindung gebracht werden? – Im NT wird an einer Stelle nochmals „die Gabe Gottes“ (hä doreà tou theou) genannt, nämlich nachdem Petrus und Johannes in Samaria den Geist gespendet hatten; es geht also um die Gabe, die der heilige Geist selbst ist (Apg 8,20). Von diesem Geist spricht Jesus im Johannesevangelium im Bild des strömenden Wassers. Am letzten Tag des Laubhüttenfestes „steht er da“ und verkündet: „Aus seinem Inneren werden Ströme lebendigen Wassers fließen.“ Und weiter heißt es: „Damit meinte er den Geist, den alle empfangen sollten, die an ihn glauben“ (Joh 7,38f). Im Glaubenden entspringen also Wasserströme.

Zu diesen Glaubenden gehören auch wir heute. In der Einheitsübersetzung ist die Verheißung Jesu für uns, die Dürstenden, wiedergegeben mit „Wasser [das] ewiges Leben schenkt“. Doch ganz wörtlich übersetzt lautet die Stelle: „Das Wasser, das ich ihm geben werde, wird in ihm werden zu einem Wasserquell, der emporsprudelt ins ewige Leben“ (4,14). In uns Getauften ist schon diese Quelle entsprungen, die aufsteigen und anschwellen will, bis sie einmündet ins ewige Meer der Liebe Gottes.

Eine sehr lebendige, jetzt schon anwachsende Hoffnung!

Zum 4. Fastensonntag

(1 Sam 16,1b.6-7.10-13b / Joh 9,1-41)

Der vierte Sonntag der Fastenzeit ist nach dem Anfangswort des Introitus benannt, „Laetare“, „Freue dich, Jerusalem!“ (Jes 66,10; vgl. Jes 12,6)

Sowohl in der 1. Lesung als auch im Evangelium geht es an diesem Sonntag um etwas zunächst Unbeachtetes, das aber dann wichtig wird. In der Lesung wählt Samuel als neuen König für Israel den Jüngsten der Söhne Isais aus, den Hirtenjungen David, den Isai dem Samuel noch nicht einmal vorge-

stellt hatte; er ist es, der gesalbt und vom Geist des Herrn erfüllt wird (vgl. 1 Sam 16,13; vgl. dazu auch den Einführungstext zum 2. Adventssonntag).

Im Evangelium wird der unbeachtete „Schiloach“ wichtig; er wird zum Voraus-Bild des verachteten Christus. Aus dem langen Evangelium will ich deshalb nur dieses schwer zu verstehende Bild auswählen; es zeigt, wie in der ganzen Schrift der Maßstab Gottes gilt, nach dem Niedriges groß wird. Der Evangelist setzt offenbar voraus, dass die Lesenden die Stelle beim Propheten Jesaja kennen, an der das Volk getadelt wird, weil es die „ruhig dahinfließenden Wasser von Schiloach“ (Jes 8,6) verachtet und sich von den mächtigen Wassern des Eufrat, von der assyrischen Großmacht, beeindrucken lässt. Der Text ist um das Jahr 738 vC. entstanden. Zu dieser Zeit drang das Wasser noch aus dem Quelltopf Gihon nach außen, bewässerte Felder und floss dann als ein Rinnsal ins Kidrontal ab. Das änderte sich wenig später; denn vor der Belagerung Jerusalems durch die Assyrer (701 vC.) „schickte“ König Hiskija das Quellwasser des Gihon durch einen Stollen ins Innere der Stadt in den Teich Schiloach.

Da an diesem Teich (wie am letzten Sonntag am Jakobsbrunnen) geografische Gegebenheiten zu Hinweisen auf Wesentlicheres werden, will ich sie beschreiben: Vor den Unruhen der Intifada habe ich mit Studierenden auch Exkursionen durch das Tal des Kidron gemacht. Beim Quell Gihon, unterhalb der südöstlichen Ecke der Tempelmauer, stiegen wir hinunter zum Quelltopf und wateten von dort mit Taschenlampen in der Hand langsam und vorsichtig durch den engen, dunklen Felsenstollen. Nach knapp einer halben Stunde wurde es am Ende des Kanals hell, wir kamen ans Tageslicht und standen genau in dem Wasser, in dem sich der Blinde waschen sollte, dem Teich Schiloach. Neue Ausgrabungen, die erst kürzlich veröffentlicht wurden, haben ergeben, dass es in neutestamentlicher Zeit dort ein größeres rechteckiges Wasserbecken gab, in das man auf wenigen, rundum laufenden Stufen seitlich einstieg.

Der Evangelist Johannes kennt nicht nur die Wasserbecken in Jerusalem genau (vgl. Joh 5 über den Teich Betesda), auch sprachlich kennt er sich aus. In der deutschen Einheitsübersetzung heißt es: „Geh und wasch dich im Teich Schiloach! Schiloach heißt übersetzt: Der Gesandte“ (Joh 9,7). Hier ist nicht mehr zu erkennen, dass Johannes im griechischen Text immer den damals gebräuchlichen Namen des Teichs „Siloám“ nennt und zugleich weiß, dass sich dahinter der hebräische Name des von König Hiskija „in die Stadt geschickten“ oder „gesandten“ Wassers „Schiloach“ verbirgt, den er dann übersetzt wiedergibt (wörtlich etwa: „Geh, wasch dich am Teich des Siloám, übersetzt ist es 'der Gesandte'“).

Warum ist dem Evangelisten die erklärende Übersetzung so wichtig: „der Gesandte“ oder „der Geschickte“ (immer abgeleitet vom Verb „schalach“, schicken, senden)? Im Evangelium finden sich viele Hinweise, die uns helfen können diese Frage zu beantworten, hier einige Beispiele: Im Streitgespräch kurz vor unserem Evangelien-Abschnitt hatte Jesus betont, seine Gegner würden ihn lieben, wenn es ihnen wirklich um Gott ginge; denn von ihm sei er „gesandt“ (Joh 8,42). In den Abschiedsreden heißt es sogar, das ewige Leben bestehe darin den einzigen wahren Gott zu erkennen in „Jesus Christus, den du gesandt hast“ (Joh 17,3). Und nach dem wichtigen Satz, Gott habe die Welt „so sehr geliebt, dass er seinen Sohn gab“ (Joh 3,16), wird das „Geben“ verdeutlicht als ein „Senden“ des Sohnes in die Welt.

Zweifellos ist unser Evangelium der Blindenheilung schon ausgerichtet auf die Freude der Täuflinge, die im Taufwasser der Osternacht geistig Sehende werden. Doch wie bei allen Sakramenten, so gilt auch bei der Taufe: Das Materielle, also hier das zu uns gesandte Wasser, weist uns hin auf den Unsichtbaren, der aber für uns Mensch, schwaches Fleisch, raumzeitlich begrenzte Materie geworden ist: auf Jesus Christus. Auch die Schlussverse Joh 9,39-41 sprechen von ihm. Jesus sagt, er sei gekommen, damit die Blinden sehend werden, worauf ihn die Pharisäer fragen, ob sie blind seien. Die Antwort Jesu, „Wenn ihr blind wärt, hättet ihr keine Sünde“ erschließt sich, wenn man weiß: Mit den „Blinden“ sind die Demütigen gemeint, die ihr Leben ehrlich betrachten und mit den „Sehenden“ die Stolzen, die meinen, schon alles zu „wissen“ (vgl. 9,24).

Ohne das Geschenk der Menschwerdung, der Inkarnation Gottes, gäbe es kein Christentum, und ohne Christus, der zu uns „gesandt“ wurde, keine Osterfreude.

Viel Vorfreude darauf am heutigen Sonntag „Laetare“!

Zum 5. Fastensonntag

(Ez 37,12b-14 / Joh 11,1-45)

Wer meint, dass es Totenerweckungen gar nicht geben kann, der braucht nicht weiterzulesen. Denn Johannes spricht andere Hörer an. Er schildert die Auferweckung des Lazarus für Gläubige, denen er das Wesen Jesu tiefer erschließen will. Dass Jesus Tote auferweckt hat, konnten schon die Jünger Johannes des Täufers ihm zurückmelden, als er aus dem Gefängnis nach Jesus fragt (vgl. Mt 11,5). Die Synoptiker berichteten von der Auferweckung der Tochter des Jairus (vgl. Mt 9,25; Mk 2,41; Lk 6,54) und des Jünglings von Nain (vgl. Lk 7,14): Davon hören wir im Johannesevangelium nichts, Johannes setzt das als bekannt voraus.

Ihm geht es nicht um ein zusätzliches Wunder und auch nicht um die („irdische“ oder endzeitliche) Auferstehung einzelner Menschen, vielmehr will er mit dem letzten und größten „Zeichen“ in seinem Werk den Blick auf Jesus lenken, der das Leben in sich hat und daher selbst „die Auferstehung“ ist. Alle sieben Zeichen oder griechisch „sämeia“ in seinem Evangelium sollen hinzeigen auf einen besonderen Wesenszug Christi. So weist die Brotvermehrung deutlich hin auf das Wort Jesu: „Ich bin das Brot, das aus dem Himmel herabgekommen ist“ (Joh 6,41). Die Blindenheilung illustrierte am letzten Sonntag Jesu Wort: „Ich bin das Licht der Welt“ (Joh 8,12). Und die Lazarusauferweckung lässt ahnen, welcher Anspruch in dem Wort Jesu zu Marta steckt: „Ich bin die Auferstehung“ (Joh 11,25). Ähnliches gilt von den anderen vier Zeichen: Wasser wird in Kana zu Wein und seine Herrlichkeit wird offenbar (Joh 2,1-11); die Fernheilung in Galiläa zeigt ihn als das wirkmächtige Wort (Joh 4,46-54); der geheilte Lahme in den fünf Säulenhallen des Teichs Betesda lässt den erkennen, der machtvoller rettet als die fünf Bücher Mose (Joh 5,1-16), und der Seewandel zeigt den, der wie Gott dem Meer gebietet (Joh 6,16-26).

Das Besondere ist also im morgigen Evangelium nicht, dass wir von einer zusätzlichen Toten-Auferweckung erfahren, sondern Jesus als den Herrn über Leben und Tod erkennen. Außergewöhnlich ist dabei auch, wie gekonnt Johannes die Handlung in Szene setzt. Durch Feinheiten ruft er, wie ein guter Bühnenbildner, in seinem ganzen Evangelium beim Betrachter Eindrücke hervor, die weit über das tatsächlich Dargestellte hinausgehen.

So gibt es von der Auferweckung des Lazarus beispielsweise Ikonen, die nicht nur das geöffnete Grab zeigen, sondern auch Marta, die sich wegen des Gestanks die Nase zuhält. Zwar legt uns der Evangelist nahe mit Marta den Verwesungsgeruch zu erwarten (vgl. Joh 11,39) – doch im Text steht davon nichts. Als nach dem Kommandoruf des Herrn – wörtlich: „Lazarus – auf! – raus!“ (Joh 11,43) – der bindenumwickelte Verstorbene herauskommt, hören wir nichts von Verwesung; es heißt nur noch, man solle ihn losbinden und weggehen lassen (Joh 11,44).

Warum steigerte der Evangelist unsere Vorstellung des großen Wunderzeichens in dieser geradezu raffinierten Weise, die überdies leicht vom Wesentlichen ablenkt? – Im Johannesevangelium werden wichtige Themen immer wieder neu aufgegriffen und dabei vertieft. Das Geschehen am Grab des Lazarus soll uns helfen denjenigen zu bejahen, der die Macht hat über sein eigenes Sterben und Auferstehen oder mit den Worten Jesu: sein eigenes Leben „hinzugeben“ und nach dem Tod „wieder anzunehmen“ (Joh 10,18; der Sinn von „annehmen“ ist: „aus eigener Kraft auferstehen“). Vor allem aber erinnert die laut rufende Stimme am Grab des Lazarus an das Wort Jesu: „Die Stunde kommt, und sie ist schon da, in der die Toten die Stimme des Sohnes Gottes hören werden [...] Wundert euch nicht darüber! Die Stunde kommt, in der alle, die in den Gräbern sind, seine Stimme hören und herauskommen werden: Die das Gute getan haben, werden zum Leben auferstehen ...“ (Joh 5,25-29). Im letzten Buch der Heiligen Schrift erinnern uns mehrere Bilder an diesen Allherrscher, der als der Sieger über den Tod auch unser Richter ist (vgl. Offb 1,18; 3,21; 4,2f; 11,15-18 und andere mehr).

Darum geht es morgen, nicht um das fantasiereiche Ausmalen von Einzelheiten, die nebensächlich sind oder nicht einmal im Text vorkommen.

Jesus als den Herrn über Leben und Tod zu erkennen, als den, der zu Marta sagen kann: „Ich bin die Auferstehung“ (anástasis – Joh 11,25) – das ist das Wichtigste am morgigen Text. Am Grab eines Toten erkennt der gläubige, innerlich mit Jesus erschütterte (vgl. Joh 11,38) Leser: Diesem Jesus, der uns liebt, ist tatsächlich die Macht über Leben und Tod verliehen. Also ist es nicht unvernünftig sich Ihm anzuvertrauen.

Das Evangelium von der Machttat in Betanien zeigt uns den, von dem wir am Sonntag im Credo singen: Er „wird wiederkommen in Herrlichkeit, zu richten die Lebenden und die Toten: Seiner Herrschaft wird kein Ende sein.“ Darum geht es.

Zum Palmsonntag (6. Fastensonntag)

(Jes 50,4-7 / Mt 21,1-11 und Passion: Mt 26,14-27,66)

Nach § 1631 Abs-2 BGB haben in Deutschland (nicht so in allen Ländern) Kinder „ein Recht auf gewaltfreie Erziehung“. Der Gesetzgeber geht davon aus, dass Gewalt in der Erziehung immer schädlich ist. Hier ist nicht der Ort auf die Probleme von Kindererziehung einzugehen. Mir geht es darum uns bewusst zu machen: Vor unserem gesellschaftlichen Hintergrund, der in diesem Paragraphen sichtbar wird, wirken die Bibeltexte des morgigen Palmsonntags zunächst wohl geradezu absurd.

Wieso? – Der entscheidende Unterschied scheint mir darin zu liegen, dass wir als Geschöpfe keine „Rechte“ unserem Schöpfer gegenüber haben – und doch sprechen die Heiligen Schriften immer wieder von der Liebe unseres göttlichen Vaters. Zugleich lesen wir allerdings auch mehrfach, dass dieser Vater seine Kinder aus Liebe und zu ihrem Heil zurechtweist, sogar hart züchtigt (vgl. Spr 3,11f; Hebr 12,6). Von solcher Erziehung hören wir auch in der Lesung aus dem dritten Lied vom leidenden Gottesknecht. Die Einheitsübersetzung spricht von einem „Jünger“. Wörtlich übersetzt lautet der hebräische Text: Gott „gab mir die Zunge der Belehrungen“. Der Sinn ist: Dieser Knecht soll lernen, um dann lehren zu können. Und er ist kein Kind, sondern hat die Kraft freiwillig diese strenge Erziehung, die Pädagogik Gottes, griechisch die „paidéia kyríou“, anzunehmen (Jes 50,5). Dabei züchtigt Gott, der ja Geist ist, indem er die Schläge anderer zulässt (Jes 50,6). Trotzdem ist es der persönliche Gott, der dem Jünger „jeden Morgen das Ohr öffnet“ – wir würden sagen, der ihn „gehorchen“ lehrt. Und dieser Schüler spricht: „Ich hielt meinen Rücken denen hin, die mich schlugen [...]. Mein Gesicht verbarg ich nicht vor Schmähungen und Speichel“ (Jes 50,6).

Was einst der Prophet Jesaja über den leidenden Gottesknecht geahnt hatte, wurde in der Passion, die wir in der Liturgie der kommenden Tage miterleben, zur vollen Wirklichkeit. So wird Jesus in der Passionsgeschichte nach Mattäus zweimal angespuckt, was uns an den soeben zitierten Vers 6 unserer Jesajalesung erinnert (Mt 26,67; 27,30).

Davon aber, dass diese Züchtigung Jesu letztlich unserer Belehrung dienen sollte, erfahren wir in den nachösterlichen Briefen, etwa im Hebräerbrief (12,3): „Denkt an den, der von den Sündern solchen Widerstand an sich erduldet hat; dann werdet ihr nicht ermatten und den Mut nicht verlieren.“ Petrus erinnert jene, die unverdiente Schläge erhalten: „Auch Christus hat für euch gelitten, damit ihr seinen Spuren folgt“ (1 Petr 2,21). Und Paulus schreibt an die Philipper, sie sollten sich die Gesinnung Jesu zu eigen machen; denn er „ist für uns gehorsam geworden bis zum Tod, ja bis zum Tod am Kreuz“ (Phil 2,8-10).

Gott züchtigt also seinen Sohn – und zwar keineswegs gewaltlos. Warum? Weil er – unbegreiflicherweise – uns Menschen so liebt (vgl. Joh 3,16), dass er uns zum ewigen Heil führen will. Damit wir aber dorthin finden, gibt er uns Jesus als jenen einzigen Weg, der zugleich die Wahrheit ist, die allein zum Vater führt (vgl. Joh 14,6). Was Jesus in harter Schule gelernt hatte, das lebte er uns vor und belehrte uns auf diese Weise. Wir können bei ihm lernen, was auch in der heutigen Zeit heftige Christenverfolgungen oder eigene Not und Krankheit sinnvoll machen kann. Allerdings ist es unmög-

lich von unserem menschlichen Leid her letztlich die „Torheit“ eines gekreuzigten Gottes (vgl. 1 Kor 1,18.23) zu begründen. Eher wollte der Herr selbst ein „Werk“ vollenden, durch das er in seiner Schöpfung „verherrlicht“ wird (vgl. Joh 17,4f). Doch seit er uns vorausgegangen ist, können wir ihm folgen und bei ihm neu das Geheimnis menschlichen Gehorsams lernen; denn das allein führt ans ersehnte Ziel. Statt „Gehorsam“ könnte man auch sagen: das Loslassen eigener Vorstellungen über meinen erwünschten Lebensweg, um so zu einer ganz anderen inneren Freiheit zu kommen.

Der Hebräerbrief sagt es so: „Als er auf Erden lebte, hat er mit lautem Schreien und unter Tränen Gebete und Bitten vorgebracht [...] und er ist aus seiner Angst befreit worden. Obwohl er der Sohn war, hat er durch Leiden den Gehorsam gelernt; zur Vollendung gelangt ist er für alle, die ihm gehorchen, der Urheber des ewigen Heils geworden“ (Hebr 5,7-9). Und Paulus, der selbst viel litt, formuliert: Wir sind „Miterben Christi, wenn wir mit ihm leiden, um mit ihm auch verherrlicht zu werden“ (Röm 8,17).

Ja zu Christus zu sagen und gleichzeitig nein zu seinem Kreuz – das geht nicht. Christliche Osterfreude ist hart erkauft, sie ist mehr als „unbeschwerte“ Frühlingsfreude. Ostersieg und Kreuz gehören untrennbar zusammen. Daher singen wir mitten in der Trauer des Karfreitags: „Dein Kreuz, o Herr, verehren wir, und deine heilige Auferstehung loben und preisen wir. Denn durch das Holz des Kreuzes kommt Freude (lateinisch „gaudium“) in die ganze Welt.“

Wie viel Trost und Freude kann schon ein kleines, liebend auf die Stirn gezeichnetes Kreuz schenken.

Die Osterzeit

Zum 1. Ostersonntag (Osterfest)

(Apg 10,34a.37-43 / Joh 20,1-18)

In Caesarea am Meer, im Haus des römischen Hauptmanns Cornelius, verkündet Petrus erstmals vor Heiden die Frohe Botschaft. In dieser heutigen Lesung fällt eine kleine Bemerkung, über die wir leicht hinweglesen; Petrus sagt: Gott habe Jesus „erscheinen lassen, zwar nicht dem ganzen Volk, wohl aber den von Gott vorherbestimmten Zeugen“ (Apg 10,41). Im Sprachgebrauch der Bibel ist es möglich „Zeuge“ geistiger Wirklichkeiten zu sein; so heißt es beim Propheten Jesaja: „Ihr seid meine Zeugen“ (Jes 43,12). Dabei sollen die Angesprochenen bezeugen, dass der Herr ihr Retter ist, der zu Recht von sich sagt: „Ich allein bin Gott.“ Biblisches Bezeugen ist von fester, persönlicher Überzeugung abhängig. Sie wurde nur „vorherbestimmten Zeugen“ verliehen, nicht aber allen Menschen. So ist es auch mit der Auferstehung: Auch eine heutige Kamera hätte den auferstandenen Jesus und seinen Auferstehungsleib damals nicht „gesehen“. Was war das einzigartige daran?

Johannes weist uns im Evangelium ganz direkt hin auf mehrere Eigenschaften dieses auferstandenen Leibs des Herrn.

Zuerst schildert er uns, wie kein anderer Evangelist, die unberührte Lage der Leichentücher im Grab (vgl. Joh 20,7). Das bedeutet, dass der Leib Jesu nicht mehr da ist, und dass sein Leib nicht gestohlen wurde; denn sonst wären die Tücher nicht mehr so unberührt.

Einen zweiten Schritt führt uns Johannes bei der Begegnung mit Maria von Magdala. Jesus sagt ihr zwar nicht, wie man früher übersetzte: „Rühr mich nicht an“ (Noli me tangere), wohl aber: „Halte mich nicht fest!“ (Joh 20,17); denn er gehört schon nicht mehr in diese Welt von Raum und Zeit.

Diesen Gesichtspunkt wird der Bericht über das Erscheinen im Jüngerkreis am kommenden zweiten Ostersonntag verstärken. Zweimal heißt es da von diesem Auferstandenen: Er stand überraschend in ihrer Mitte „bei verschlossenen Türen“ (Joh 20,19.26).

Damit nun aber nicht der Eindruck entsteht, es handle sich beim auferstandenen Herrn um eine rein geistige Wirklichkeit, beschreibt Johannes dabei zugleich, dass bei dieser zweiten Erscheinung vor den Jüngern Tomas die Wunden des gekreuzigten Jesus von Nazaret gezeigt werden. Obwohl er nicht mehr an Raum und Zeit gebunden ist, ist der auferstandene Jesus ein und derselbe wie der gekreuzigte Jesus.

Als moderne Menschen fragen wir nach dem historischen Wert der uns vorliegenden schriftlichen Quellen. Dabei stoßen wir auf die Tatsache, dass die älteste Nachricht über die Auferstehung nicht in einem der vier Evangelien, sondern im früheren Brief an die Korinther zu finden ist (vgl. 1 Kor 15,4). Doch Paulus war selbst nicht Zeuge einer Erscheinung in den Tagen nach dem Karfreitag; er ist „nur“ Zeuge dessen, was er etwa fünf Jahre nach der Passion Jesu vor Damaskus erlebt hat (vgl. Apg 22,15). Im Korintherbrief geht es ihm aber um die Botschaft der Apostel, die vor ihm verkündeten, dass Christus für unsere Sünden gestorben ist, begraben wurde und am dritten Tag auferstanden ist. Paulus schreibt hier ausdrücklich als einer, der das weitergeben will, was ihm selbst vorher als das grundlegende Evangelium bezeugt wurde (vgl. 1 Kor 15,1-5).

Im Neuen Testament selbst lesen wir also: Vor allem Schriftlichen wurde das „Evangelium“ von Jesu Tod und Auferstehung mündlich von Zeugen verkündet – und wir heute sind letztlich in derselben Lage wie Cornelius, dem Petrus in der heutigen Lesung die Auferstehung Jesu bezeugt: Wir glauben dem Zeugnis der Apostel über den auferstandenen Jesus ohne selbst den Auferstandenen gesehen zu haben und ohne diesen Glauben durch Texte eines direkten Zeugen der Auferstehung beweiskräftig belegen zu können.

Der Glaubensartikel von der „apostolischen Kirche“ besagt demnach noch mehr als der vorausgehende von der „katholischen Kirche“: Unseren Oster-Glauben können wir nie „verbrieft“ bekommen oder – in heutiger Sprache – als E-Mail mit „Beweisfoto“ im Anhang erhalten. Nur wenn wir den Mut haben dem Zeugnis der Apostel zu glauben, können wir glaubend „sicher“ sein (denn biblischer „Glaube“ hat etwas mit „Festigkeit“ zu tun), dass wir zur Kirche Jesu gehören –

und können in seiner Kirche mitsingen beim österlichen Halleluja.

Zum 2. Ostersonntag (Weißer Sonntag)

(Apg 2,42-47 / Joh 20,19-31)

Die Lesung aus der Apostelgeschichte schildert uns – zweifellos idealisierend – das Leben der Urkirche in Jerusalem. Doch Ideale werden uns vor Augen gestellt als etwas Erstrebenswertes. Wie zeigt uns also der Text das Ideal des liturgischen Gemeinschaftslebens?

Im Verlauf der Kirchengeschichte wurden Eucharistiefeier und Kommunionempfang sehr verschieden praktiziert. Die Laien gingen Jahrhunderte lang sehr selten zur Kommunion, oft nur einmal im Jahr, an Ostern. Erst am Anfang des 20. Jahrhunderts wurde von Papst Pius X. der tägliche Kommunionempfang nicht nur erlaubt, sondern auch empfohlen. Dabei setzt er selbstverständlich voraus, dass sich dafür auf jeden Fall eine Gelegenheit findet; denn die Priester zelebrierten täglich.

Doch vom Kirchenrecht ist nur vorgeschrieben, dass ein Pfarrer für seine Pfarrei an jedem Sonntag eine hl. Messe hält. Das Lesen einer sog. „Privatmesse“ an den Wochentagen war nirgends vorgeschrieben, doch es wurde von vielen Theologen empfohlen und meist praktiziert. Heute ist diese tägliche Eucharistiefeier der Priester nicht mehr selbstverständlich. Beim Erwägen des Für und Wider berufen sich beide Seiten auf Texte im Neuen Testament.

Leicht ist es Schriftstellen zu finden, die eindeutig zeigen: Die Eucharistiefeier am „ersten Tag der Woche“ oder am „Tag des Herrn“ war selbstverständlich (vgl. Apg 20,7; 1 Kor 16,2; Offb 1,10). Dagegen gibt es für das Ideal der täglichen Eucharistiefeier nur unseren heutigen Lesungstext, näherhin den Vers 46. Wörtlich und mit seinen zwei Partizipien und dem einen Hauptverb recht holprig übersetzt, lautet er: „Tag für Tag nun [waren sie] als einmütig Zusammenhaltende im Tempel [und] als von Haus zu Haus das Brot Brechende nahmen sie teil am Mahl mit Frohlocken und Einfalt des Herzens.“

Rein philologisch kann man im griechischen Urtext das „Tag für Tag“ (oder „täglich“) entweder nur auf die Gebete im Tempel beziehen oder auf das Beten und das Brotbrechen; denn Satzzeichen fehlen in den Papyrushandschriften. Die späteren Übersetzungen haben Satzzeichen und neigen dazu das „täglich“ nur auf das Gebet im Tempel zu beziehen. Dementsprechend setzen sie das Komma nach dem Wort „Tempel“. Doch wie hat der Autor diesen Satz gemeint? Die alte lateinische Übersetzung, die Vulgata, gebraucht noch keine Satzzeichen, kann also unsere Frage nicht beantworten. Doch die Neubearbeitung der (textkritisch hervorragenden) sogenannten Neo-Vulgata (Città del Vaticano 1986) gebraucht interpretierende Satzzeichen, die unseren Vers 46 eindeutig so auslegen: Das „täglich“ gilt sowohl für das Gebet im Tempel als auch für das Brotbrechen in den Häusern. (Für Lateinkenner: “cotidie quoque perdurantes unanimiter in templo et frangentes circa domos panem, [!] sumebant cibum cum exsultatione et simplicitate cordis.”)

Diese Auslegung entspricht, so denke ich, dem was der Verfasser der Apostelgeschichte als Ideal schildern wollte; denn leicht hätte er sonst auch schreiben können: „Täglich beteten sie gemeinsam im Tempel und in ihren Häusern brachen sie an jedem ersten Tag der Woche das Brot.“

Viele unter uns sind vor vielen Jahren am Weißen Sonntag, den wir heute feiern, erstmals zur heiligen Kommunion gegangen und haben sich damals vorgenommen oft zum Tisch des Herrn zu gehen. Auch ein Neupriester feiert wohl zunächst täglich die Eucharistie, später wird das dann schwieriger – und eine „Vorschrift“ ist es ja nicht, wie wir gesehen haben.

Doch ich bin dankbar, dass ich in einer Gemeinschaft leben darf, in der die tägliche „Konventmesse“ selbstverständlich ist. Und auch unterwegs konnte ich, von wenigen Krankheitstagen abgesehen, seit 62 Jahren den Auftrag des Herrn „Tut dies zu meinem Gedächtnis“ täglich erfüllen. Teilnehmer an Reisen, die ich leitete, wussten darum und dankten mir oft noch nach Jahren dafür; oft sei der unvergessliche Höhepunkte eines Reisetages gerade diese heilige Messe in den Ruinen einer frühen Basilika, in der Oase einer Wüste oder auf einem Berggipfel gewesen. – Daneben gab es aber auch für mich Tage, an denen das nur unter großer Mühe möglich war, und manchmal leider nur allein. Denn das Mahl des Herrn ist seinem Wesen nach Liturgie einer Gemeinschaft.

Aus meiner Erfahrung heraus ist es mein tiefer Wunsch, dass viele wieder neu erkennen, wie froh dieses Ideal der Urkirche machen kann, täglich gemeinsam „das Brot zu brechen“.

Zum 3. Ostersonntag

(Apg 2,14,22b-33 / Joh 21,1-14)

Das Abschlusskapitel des Johannesevangeliums, dessen Anfang morgen vorgelesen wird, ist nicht so leicht verständlich, wie es auf Anhieb erscheint. Die Gründe dafür sind außer unserer fehlenden Vertrautheit mit den Verhältnissen bei den Fischern am See die scheinbar unlogische Darstellungsweise und schließlich die Übersetzungen, die oft ein richtiges Verständnis unmöglich machen.

Um das zu verdeutlichen, wähle ich Joh 21,11 aus; wörtlich übersetzt lautet dieser Vers so: „Es stieg nun hinauf Simon Petrus und zog das Netz auf das Land voll mit hundertdreiundfünfzig großen Fischen. Und obwohl es so viele waren, zerriss das Netz nicht.“ Alle, auch die frühesten Handschriften bieten das Verb „hinaufsteigen“, griechisch ana-baino, trotzdem übersetzt die Lutherbibel „stieg hinein“, was an ein Hineinsteigen ins Boot denken lässt, oder in der Einheitsübersetzung steht farblos „ging“. Wer das Nordwestufer des Sees von Tiberias kennt, weiß, dass es in der Gegend von Tabgha an dem sonst flachen Strand herausragende Felsen gibt. Für Johannes, bei dem Erlebtes und Durchdachtes (nach A. Jaubert tradition e réflexion) ineinander fließen, ist es bedeutungsvoll, dass der Simon mit dem Beinamen Petrus hinaufsteigt auf einen Felsen.

Weil wir überdies nicht vertraut sind mit der antiken Fischerei, erkennen wir nicht, wie unmöglich das ist, was folgt: „und zog das Netz aufs Land.“ Dieses übervolle Netz hatten vorher sieben Fischer nur mit Mühe hinter sich her zum Ufer hin geschleppt (vgl. 21,6.8) – und nun zieht Petrus es allein aufs Festland. Das ist in der Wirklichkeit so unmöglich, dass es offensichtlich um eine Aussage geht, die im übertragenen Sinn zu verstehen ist: Petrus ist es, der am Ende ein einziges großes „Netz“ einholen wird.

Obwohl er dieses geheimnisvolle Netz ganz „unfachgemäß“ behandelt, zerreißt es nicht. Denn dieses eine Netz weist auf jene endgültige Einheit hin, von der in diesem Evangelium schon vorher die Rede war: Nur eine Herde (vgl. Joh 10,16), alle werden eins sein (vgl. Joh 17,21), das eine Gewand, „das von oben her ganz durchgewebt und ohne Naht war“, bleibt letztlich ungeteilt, wie der Leib Christi, seine Kirche (vgl. Joh 19,24).

Wer noch immer zweifelt, ob das so realistisch Geschilderte zu Recht in einem übertragenen Sinn ausgelegt werden darf, wird bei den folgenden „153 großen Fischen“ zustimmen: Die Angabe enthält mehr als eine Information über ein großes Fang-Ergebnis. Der Text sagt gar nichts davon, dass dieses Netz geleert, die Fische verlesen und für das Mahl zubereitet werden. Vielmehr ruft Jesus alle Fischer sofort zu seinem Mahl, bei dem ganz „unlogisch“ nicht die gefangenen Fische gegessen werden, sondern der eine gebratene Fisch, den Jesus vorbereitet hat. Er reicht ihn den Jüngern zusammen mit Brot (vgl. Joh 21,13).

Wozu also die genaue Angabe von eingefangenen „153 großen Fischen“? Manche Ausleger versuchten diese drei Zahlen wie drei Buchstaben zu lesen, so wie die Zahl 14 für „David“ steht (vgl. Mt 1,17). Das Ergebnis war aber unbefriedigend. Eher ist es weiterführend, dass die 153 eine mathematisch

einzigartige Zahl ist, allerdings nur, solange ihr nichts hinzugefügt oder weggenommen wird: Sie ist (neben weiteren Besonderheiten) die „Dreieckszahl“ der Primzahl 17.

Nun gibt es im Johannesevangelium mehrere Stellen, an denen eine ganz bestimmte Zahl wichtig ist. So hat der Vater dem Sohn eine bestimmte Anzahl von Menschen „gegeben“ (vgl. Joh 6,39); Jesus spricht von „meinen Schafen“, von deren Anzahl ihm keines „entrissen“ werden kann (vgl. Joh 10,28); und in den Abschiedsreden blickt Jesus auf seine Jünger und dankt: „Keiner von ihnen ging verloren“ (vgl. Joh 17,12). Auch andere Stellen im NT lassen an eine vorherbestimmte Zahl derer denken „die gerettet werden sollten“ (vgl. Apg 2,47).

Allerdings kann der dargelegte Gedanke an eine Vorherbestimmung oder „Prädestination“ missbraucht werden, etwa von den Zeugen Jehovas, die sich allein als die 144.000 (d.h. 12 x 12.000) Auserwählten aus der Offenbarung des Johannes (Offb 14,3) betrachten. Die neutestamentliche Sicht ist jedoch weiter. Dort gibt es neben Stellen, an denen die Rede ist von einer ganz bestimmten Zahl (deren Größe nebensächlich ist) von Menschen, die in besonderer Weise in die Umgebung Jesu gerufen werden, auch andere, an denen es heißt, dass die ganze Menschheit durch Tod und Auferstehung Jesu gerettet ist. So heißt es von Jesus, er sei das „Lamm Gottes, das die Sünde der Welt trägt“ (vgl. Joh 1,26) und die Sühne für die Sünden „der ganzen Welt“ (vgl. 1 Joh 2,2). Eine letzte Stelle hilft den Unterschied zwischen allen Geretteten und der bestimmten Zahl von Ausgewählten (im Fischnetz) zu verstehen: Wir hoffen „auf den Retter aller Menschen, besonders der Gläubigen“ (1 Tim 4,10).

Auch uns heute, die wir uns zu den „Fischen“ im Netz Christi rechnen dürfen, gelten die unsentimentalen Worte, mit denen Kyrillos, der Bischof von Jerusalem, im Jahr 348 seine Taufbewerber in der Grabeskirche willkommen heißt: „Vielleicht wusstest du nicht, wohin du kamst, welches Netz dich aufnahm. Du bist in die Netze der Kirche gegangen. Lass dich lebendig fangen! Fliehe nicht! [...] Söhne und Töchter einer Mutter seid ihr geworden“ (Vorkatechese, 5 und 13).

Zum 4. Ostersonntag

(Apg 2,14a.36-41 / Joh 10,1-10)

Am „Sonntag des Guten Hirten“ wird in jedem Lesejahr ein Abschnitt aus dem 10. Kapitel des Johannesevangeliums gelesen. In jedem der drei Abschnitte dieses Kapitels ist die Rede von den „Schafen“. Doch das Wort Jesu: „Ich bin der gute Hirt“ kommt heute noch nicht vor. Vielmehr sagt Jesus im Textabschnitt dieses Sonntags, er sei wie eine Tür, durch welche die Schafe gehen: „Ich bin die Tür; wer durch mich hineingeht, wird gerettet werden; er wird ein- und ausgehen und Weide finden“ (Joh 10,9). Was ist mit diesem Bild gemeint? Ich werde näher auf zwei Wörter eingehen, deren tiefe Bedeutung auf den ersten Blick leicht übersehen wird: auf die „Tür“ und auf das Wörtchen „durch“.

Das deutsche Wort „Tür“ steht für das griechische „thýra“. Wie im Deutschen kann damit eine Holztür gemeint sein, mit der man einen Raum verschließt. Doch biblisch gibt es noch andere Bedeutungen: Die Öffnung, durch die man in eine Grabhöhle kommt (vgl. Mt 27,60), oder für Paulus in Ephesus der Zugang zu den Herzen der Menschen (vgl. 1 Kor 16,9). Besonders aufschlussreich ist ein Blick auf Abraham, der von den drei Männern besucht wird: „Abraham saß zur Zeit der Mittagshitze am Zelteingang“ (Gen 18,1). Für „Zelteingang“ steht: „thýra“ des Zeltes. Damit ist gemeint: Abraham hatte, um in der Hitze etwas Zugluft zu genießen, die Zeltbahnen in der Mitte hochgeklappt und sitzt jetzt in dieser Öffnung, durch die der Wind wehen kann, er sitzt im kühlenden Durchzug. Diese „thýra“ hat nichts mit Brettern zu tun, nicht einmal an einen Türrahmen ist zu denken. Es ist einfach eine Öffnung, durch die der Wind weht.

Damit sind wir beim zweiten, wohl noch schwierigeren Wort angekommen, beim Beiwort „durch“, griechisch „diá“ mit dem Genitiv („diá“ mit Akkusativ hat eine andere Bedeutung, nämlich „wegen“). Im Text des Evangeliums heißt es von dieser „Tür“, bei der wir jetzt besser an einen „Durchgang“ denken: „Wer durch mich hineingeht, wird gerettet werden; er wird ein- und ausgehen und Weide finden.“ Wichtig ist: „diá“ wird nicht nur gebraucht für etwas Lebloses, etwa ein Metallrohr, durch

das Wasser fließt. Oft ist etwas Lebendiges gemeint, das mitwirkt, so wie unsere Arterien, durch die Blut nicht nur fließt, sondern auch vorwärts gepumpt wird. Auch Jesus hilft uns beim „durch".

Zu einer noch wichtigeren Einsicht führt der Vergleich mit den Abschiedsreden. An unserer heutigen Stelle sagt Jesus: „wer durch mich hineingeht". Später steht wörtlich das gleiche „durch mich", aber nun geht es nicht mehr „symbolisch" um die Schafweide. Jesus sagt dann: „Ich bin der Weg und die Wahrheit und das Leben. Niemand kommt zum Vater außer durch mich" (Joh 14,6). Der unendliche Schöpfer ist vom Geschöpf nicht erfassbar. Erst indem er in seinem Sohn Mensch geworden ist, hat er uns einen Zugang eröffnet, wie wir ihn, den persönlichen Gott wirklich erkennen können. Schon vor der Menschwerdung Jesu hat sich Gott dem Volk Israel geoffenbart doch die Fülle Gottes und seine ganze Liebe zu uns Menschen wurde erst durch die Menschwerdung sichtbar. Und erst mit der Menschwerdung erkennen wir auch die sogenannten drei göttlichen Personen: Nur durch den Sohn können wir den Vater erkennen, und das nur deshalb, weil der Sohn uns dazu vom Vater den Geist erbeten hat. (Das bedeutet auch: Obwohl die drei Personen wesensgleich sind und die eine und einzige Gottheit bilden, gibt es in ihnen doch eine Ordnung, die nicht umkehrbar ist. Niemand kann sagen, er käme direkt zum Vater, ohne den Sohn, oder der Heilige Geist eröffne ihm unmittelbar die Fülle Gottes.) Für uns ist Jesus der entscheidende Durchgang zum lebendigen Gott. Durch ihn allein, den wahren Lebensweg, kommen wir zu dem Vater, der uns so geliebt hat, dass er seinen Sohn gab. Christus steht gleichsam in der Mitte. Deshalb konnte nur er, der Durchgang, von sich sagen: „durch mich".

Konkret bedeutet das: Wer als Christ leben will, wird versuchen, in seinem je eigenen Leben Christus ähnlich zu werden. Wie er will er Gutes tun, mit ihm sterben, um mit ihm aufzuerstehen. – Der Märtyrerbischof Ignatius schrieb ganz in diesem Sinn um das Jahr 110 nC. an die Gemeinde in Philadelphia: Auf immer ist Jesus „die Tür (thýra) zum Vater, durch (diá) welche alle eingehen, die Patriarchen, die Propheten, die Apostel und die Kirche" (Phld 9,1).

Am morgigen Sonntag wird das Eucharistische Hochgebet wieder schließen mit dem Lobruf auf Christus, den einzigen Durchgang zu Gott: „Durch ihn und mit ihm und in ihm ist dir, Gott, allmächtiger Vater, in der Einheit des Heiligen Geistes, alle Herrlichkeit und Ehre jetzt und in Ewigkeit." Das können wir auch als eine Einladung an jeden von uns verstehen, zu versuchen, das im Inneren voll zu bejahen, um dann dankbar zu antworten: „Amen!"

Zum 5. Ostersonntag

(Apg 6,1-7 / Joh 14,1-12)

Am 5. Ostersonntag ist in den „Abschiedsreden" schon etwas zu spüren vom Schmerz über die bevorstehende Trennung. Jesus ermutigt die Jünger: „Euer Herz lasse sich nicht verwirren!" Und im selben Vers folgen die Worte, die wir betrachten werden. „Glaubt an Gott, und glaubt an mich!" (Joh 14,1). – Das ist zweimal ein Imperativ, und so lautet der Text in der Einheitsübersetzung und in der Lutherbibel. In anderen modernen Übersetzungen heißt es dagegen: „Ihr glaubt an Gott. Glaubt auch an mich!" Diese Übersetzung – zuerst ein Indikativ und danach ein Imperativ – entspricht der Tradition seit Origenes im 3. Jh. nC. Auch in der lateinischen Vulgata des Hieronymus heißt es: „creditis in Deum, et in me credite – Ihr glaubt an Gott, glaubt auch an mich!" – Der Sinn des ganzen folgenden Abschnitts (Joh 14,1-12) ändert sich je nach dem, wie dieser erste Vers übersetzt wird. Wie kommt es zu so verschiedenen Auslegungen derselben Bibelstelle? Und welche verdient den Vorzug?

Textkritisch betrachtet ist unser Doppelsatz in allen, weit über tausend ***griechischen*** Handschriften ohne Schreibfehler eindeutig überliefert. Das Problem ist: Im Griechischen steht zweimal dasselbe Wort „pistóiete", das im Deutschen ein Indikativ oder ein Imperativ sein kann. Dasselbe griechische Wort kann also im Deutschen sowohl übersetzt werden mit: „Ihr glaubt", als auch: „Glaubt!" Doch die Wortstellung ist verschieden – und das macht einen entscheidenden Unterschied. Im Griechischen steht das betonte Wort am Schluss, im Originaltext wird im Vordersatz betont „an Gott", im Nachsatz „glaubt!". Daraus können wir schließen, was gemeint ist. Der erste Satzteil ist eine Feststel-

lung: „Ihr glaubt [selbstverständlich] an Gott.“ Und dann folgt im Nachsatz ein Imperativ, der auffordert auch an Jesus zu glauben: „Auch an mich glaubt!“

Bei der Übersetzung mit zwei Imperativen (also in der Fassung der Einheitsübersetzung: „Glaubt an Gott, und glaubt an mich!“) stellt sich Jesus fast wie ein zweiter Gott neben den Vater. Dagegen gewinnt der Inhalt an Tiefe, wenn zuerst ein Indikativ und dann ein Imperativ stehen. Er leitet dann zugleich auch über zu dem geheimnisvollen Verhältnis des Sohnes zu seinem Vater, das uns in den folgenden Versen nahe gebracht wird: Obwohl der Sohn seinem Vater wesensgleich ist, kann er als Mensch zum Vater, der ihn gesandt hat, zurückkehren.

Zunächst fragt Tomas nach dem Weg zum Vater und hört von Jesus: „Ich bin dieser Weg zum Vater.“ Als aber Philippus bittet: „Zeige uns den Vater!“ erhält er zur Antwort: „Wer mich sieht, sieht auch meinen Vater“ (Joh 14,9): In Jesus können wir schon den Vater sehen, der uns liebt. Doch obwohl er schon „da“ ist, haben wir ihn noch nicht ganz erreicht, gibt es auch für uns noch den Weg zum Vater – oder zur ewigen Liebe. Dorthin geht uns Jesus voraus, wie es im letzten Satz des ganzen Abschnitts heißt: „Denn ich gehe zum Vater“ (Joh 14,12).

Dieses schillernde „schon da“ und doch noch unterwegs können moderne Übersetzungen noch hervorheben durch Frage- und Ausrufungszeichen. So heißt es in der spanischen Übersetzung „Nuevo Testamento trilingüe“ (Jose M. Bover / Jose O’Callaghan / Carlo M. Martini, Madrid 1994): „Ihr glaubt an Gott? Also (‚También en mi') glaubt auch an mich!“

Diese Sicht kann hilfreich sein für jene, die mit der Menschwerdung Gottes Schwierigkeiten haben. Oft hörte ich: „An Gott glaube ich schon, aber an Jesus zu glauben fällt mir schwer.“ Dabei wird nicht in Betracht gezogen: ***Gott ist so, wie er sich zeigt*** – und nicht, wie wir ihn uns denken oder vorstellen. Wenn er sich uns in einem Gekreuzigten offenbaren will, dürfen wir nicht sagen: „Ich glaube an dich, aber ich glaube dir nicht, dass du mich so innig lieben willst.“

Jesu Wort, wir sollten uns glaubend an ihm festhalten, gilt in besonderer Weise auch jenen Menschen, die, wie die Jünger, beim Abschied „verwirrt“ sind (vgl. Joh 14,1a); denn ein lieber Mensch geht weg, und sie fühlen sich einsam und verlassen. Doch Jesus ist nicht wie ein irdischer Mensch, der uns im Stich lässt. Er und der Vater sind eins (vgl. Joh 10,30). Und als der Sohn Gottes kann er unseren beunruhigten Herzen schon hier auf Erden einen Halt bieten. Nicht irgendwer sagt, er gehe voraus, um in der ewigen Heimat „Wohnungen“ zu bereiten (Joh 14,2), sondern der, in dem der Vater selbst uns das zusagt. Daher (in Vers 10-11) zweimal das Wort Jesu, wir sollten glaubend festen inneren Halt finden in ihm. Denn von ihm gilt: „Ich bin im Vater und der Vater ist in mir“ (Joh 14,10.11).

Es ist also sinnvoll im morgigen Evangelium auf Jesus zu hören, der gerade die Unsicheren ermuntert: „Ihr glaubt und liebt doch Gott. Dann glaubt und liebt auch den, in dem ihr erkennt, wie unermesslich groß Gottes Liebe ist!“

Zum 6. Ostersonntag

(Apg 8,5-8.14-17 / Joh 14,15-21)

Heute, am 6. Ostersonntag, sind schon 35 Tage seit Ostern vergangen, und in dieser Woche werden wir am 4O. Tag Christi Himmelfahrt und am 50. dann Pfingsten feiern. Daher wählt die Liturgie mit etwas Wehmut, aber auch mit viel Vorfreude einen weiteren Abschnitt der „Abschiedsreden“ des Johannesevangeliums aus. Denn in diesem Evangelium fällt zum ersten Mal im ganzen Neuen Testament das Wort „Beistand“, auf griechisch „paráklätos“. Dabei wird ein kleines Beiwort meist kaum beachtet: Dieser „Paraklet“ wird der „andere“ Beistand genannt (Joh 14,16) – und das kleine Wort „andere“ eröffnet eine neue Einsicht in die Fülle Gottes. (Übrigens wird das Wort „dreifaltig“ oder „Dreifaltigkeit“ nirgends im Neuen Testament gebraucht.)

Wenn hier ein „anderer Beistand“ angekündigt wird, wer ist dann der erste Beistand? Im ersten Brief des großen Theologen Johannes wird er so eingeführt: „Wenn aber einer sündigt, haben wir einen

Beistand beim Vater, Jesus Christus, den Gerechten“ (1 Joh 2,1). Jesus ist also unser erster und eigentlicher Beistand oder Anwalt. Nebenbei erkennen wir da: Brief und Evangelium gehören zusammen, das Evangelium spricht vom „anderen Beistand“, weil im Brief von dem Beistand gesprochen wird, der Jesus Christus ist.

Insgesamt gibt es im Neuen Testament nur fünf Stellen, an denen dieses Wort „Paraklet“ oder „Beistand“ gebraucht wird: Einmal im Johannesbrief, die vier übrigen finden sich alle in den Abschiedsreden. Im morgigen Text wird dieser Paraklet näher bezeichnet als „der Geist der Wahrheit“ (Joh 14,16f und ebenso 15,26), als solcher mahnt er gut zu handeln, denn das meint in der Bibel die „Wahrheit“. Dann ist er einmal „der heilige Geist“ (Joh 14,26); und schließlich der Advokat, „der die Welt überführt“ (Joh 16,7-11), das heißt, der uns Menschen erkennen lässt: Jesus ist der Gerechte, ihn abzulehnen ist daher Sünde, und die Entscheidung zwischen Gut und Böse ist schon gefallen (vgl. Joh 3,19 über das Trennen der Finsternis vom Licht).

Noch etwas anderes scheint mir für uns wichtig zu sein von dem, was Jesus weiter vom „anderen Beistand“ morgen sagt: „Ich lasse euch nicht als Waisen zurück“ (Joh 14,18). So kann nur ein Vater sprechen. Also dürfen wir auch an Jesus denken, wenn wir beten: „Vater unser“.

Überdies heißt es: „Ich komme wieder zu euch“ (Joh 14,18). Im Paraklet ist also Christus nach Ostern in seiner Kirche weiterhin da. Wie mächtig der „Geist Jesu“ die Reiseroute des Apostels Paulus bestimmt, erfahren wir in der Apostelgeschichte (Apg 16,7). Dieser „Geist Jesu“ ist offensichtlich derselbe, wie der „Heilige Geist“, der im vorausgegangenen Vers 6 genannt wurde. Und in einem Brief an die Korinther betont Paulus schließlich: Christus, der Herr, ist selbst anwesend im Geist (2 Kor 3,17). So entnehmen wir dem morgigen Evangelium: Der Paraklet bedeutet für uns die neuartige Weise der Anwesenheit Jesu, der schon zum Vater vorausgegangen ist (vgl. Joh 14,12).

Wie selbstverständlich die Kirche der Frühzeit an Christus dachte, wenn sie vom Geist sprach, zeigte ein überraschender neuer archäologischer Fund vom Ende des 1. oder Anfang des 2. Jh. (mitgeteilt von Roger Bagnall: BAR 35 Nr 3/2009, pg. 28). Bekanntlich haben sich die Christen in der Verfolgungszeit durch geheime Zeichen signalisiert, dass nicht nur sie, sondern auch Christus anwesend ist; am bekanntesten ist das Symbol des Fisches. Die Christen von Smyrna in Kleinasien kritzelten die folgende griechische Nachricht auf eine Wand der Agora, des Marktplatzes – neben die Ankündigung von Zirkusspielen und andere „Reklame“: „ho dedokós to pnêuma“. Das steht nirgends in der Heiligen Schrift und ist ein auf Deutsch kaum übersetzbares Partizip Perfekt: „Der gegeben Habende und immer noch Gebende den Geist“. In einem Wort zusammengefasst etwa: „Der Geistspender“. So sagen sie: „Christus lebt in dieser Stadt, sein Geist ist hier und jetzt unter uns lebendig!“

Alle diese Texte und Beispiele zeigen: Der „andere Paraklet“ vertritt also Jesus, der diesen Beistand für die Seinen, für uns, vom Vater erbeten hat. Und von diesem „Paraklet“ verspricht uns Jesus im heutigen Evangelium etwas ganz Wichtiges und Tröstliches: „Er soll für immer bei euch bleiben!“ (Joh 14,16). Auf diesen Beistand können wir uns immer verlassen: Auch heute hilft er uns zu erkennen, was Gut und Böse ist und uns zu entscheiden für das Tun des Guten – und damit für Christus.

Zum 7. Ostersonntag

(Apg 1,12-14 / Joh 17,1-11a)

Die erste Lesung an diesem Sonntag schildert das Beten der jungen Kirche in den neun Tagen zwischen Christi Himmelfahrt am 40. Tag und Pfingsten am 50. Tag nach Ostern: die erste „Novene“ (vom lateinischen „novem“ für „neun“). Bis heute betet die Kirche so in diesen Tagen vor Pfingsten. In der Apostelgeschichte lesen wir, dass die Jünger Jesu jetzt nicht mehr im Tempel beten (so Lk 24,53), sondern im „Obergemach“ (Apg 1,13). Die Zeit des Erdenlebens des Sohnes Gottes, die „Mitte der Zeit“ [H. Conzelmann], ist vorbei. Doch dieses Obergemach, der Raum, in dem Jesus vor seiner Passion das letzte Mahl gefeiert hatte (vgl. Mk 14,15), verbindet die Ereignisse der Vergangenheit mit denen der nachösterlichen Kirche. Die Gemeinschaft, die sechs Wochen zuvor Mahl gehalten hatte, und die jetzt betende Gemeinschaft ist dieselbe. Und noch wir heute befinden uns in der Zeit zwi-

schen jenem Ostern und der Parusie, seinem Wiederdasein; auch unsere Zeit heute ist geprägt, ist gleichsam verankert in dem vorösterlichen, historischen Geschehen zur Zeit der Menschwerdung mit dem Leiden Jesu unter Pontius Pilatus.

Auch der heutige Abschnitt aus den Abschiedsreden des Johannesevangeliums blickt zugleich zurück und voraus. Die Zeit, in der Jesus als „der im Fleisch Kommende“ (1 Joh 4,2; 2 Joh 7) bei uns Menschen war, ist in den Augen Gottes das entscheidende, das „wichtige“ oder schwer wiegende Erlösungswerk zu unserem Heil (Joh 17,1-11a).

Vor allem in den ersten fünf Versen kehren, mehrmals wiederholt die Wörter „Herrlichkeit“ und „verherrlichen“ wieder, griech. dóxa und doxázein. Diese „Herrlichkeit“ ist im Deutschen ein unklares Wort. Das Verständnis wird dadurch noch erschwert, dass es bei Paulus einen anderen Sinn hat als bei Johannes. Bei Paulus, der nicht nur griechisch schreibt, sondern auch griechisch denkt, ist mit „Herrlichkeit“ etwas „Strahlendes“ gemeint (vgl. 2 Kor 3,7.11). Bei Johannes dagegen, der zwar auch griechisch schreibt, aber semitisch denkt, steckt hinter „dóxa“ das hebräische Wort „kabod“. Und das steht für etwas „Schweres“, etwas, das „Gewicht hat“, etwas entscheidend Wichtiges oder für „Wucht“.

Ein Beispiel soll zeigen, was den Unterschied zwischen Johannes und Paulus ausmacht: Vom Weizenkorn sagt Jesus, es müsse sterben, also im Dunkel des Bodens enden, nur so werde es fruchtbar und wichtig. Und dieses Ja zum Sterben fasst Jesus in die Worte: „Vater, verherrliche deinen Namen“ (Joh 12,24.26). Ein sterbendes Samenkorn strahlt sicher nicht, wohl aber wird es wichtig für die Welt.

Auch zu Beginn der Abschiedsreden, nach der Fußwaschung, steht „Herrlichkeit“ für „Wichtigkeit“: Judas ist hinausgegangen, um den Herrn zu verraten. In dieser äußerlich dunkelsten Stunde sagt Jesus, jetzt sei der Menschensohn „verherrlicht“ (vgl. Joh 13,31-32).

Und am Ende der Abschiedsreden, eben im heutigen Leseabschnitt, greift Jesus diesen Gedanken wieder auf: „Vater, die Stunde ist da, verherrliche deinen Sohn!“ (Joh 17,1). Insgesamt könnte man sagen: Die Abschiedsreden des Johannesevangeliums sprechen von der freiwilligen Hingabe Jesu ohne das Ringen in Getsemani zu erwähnen; davon berichten nur die synoptischen Evangelien.

Bei Johannes dagegen liegt über dem Sterben Jesu eine königliche Würde. Jesus hat „das Werk vollendet“, das ihm der Vater „aufgetragen hat“ (Joh 17,4). Sein Sterben am Kreuz wird angekündigt im letzten Satz des heutigen Evangeliums des 7. Ostersonntags: „… und ich gehe zu dir“ (Joh 17,11a).

Worum es in den ersten fünf Versen des heutigen Evangelienabschnitts geht, könnte man so umschreiben: Am Abend, an dem seine Passion begonnen hat, an dem die (im Johannesevangelium vorher oft angekündigte) Stunde des Sterbens da ist, bittet Jesus den Vater, dass die Menschen, die der Vater ihm gegeben hat, „erkennen“, wie wichtig für sie dieser Sohn mit seinem Vater ist, einem Vater, der sie so sehr liebt, dass er seinen Sohn für sie hingibt (vgl. Joh 3,16) – und diese Liebe Gottes zu „erkennen“, ihn mit dem Herzen zu sehen, bedeutet einen sich selbst verschenkenden Gott zu erkennen, ihn deshalb auch innig zu lieben und dabei freudig, jetzt schon, aufzuleben – noch viel mehr, als wenn wir bei einem Menschen merken: „Er liebt mich!“

Zum Pfingstsonntag

(Apg 2,1-11 / Joh 20,19-23)

Als Reaktion auf meinen Versuch (am 6. Ostersonntag) den „anderen Beistand“ zu erklären schrieb mir jemand erfreulich ehrlich: „Manchmal frage ich mich, ob es nicht einfacher wäre Jude oder Muslim zu sein.“ Tatsächlich eröffnet die Gestalt Jesu Christi einen Reichtum und eine Fülle in Gott, die überwältigend sind; wir verkraften es kaum, wie sehr wir dadurch beschenkt werden. Persönlich stoße ich beim heiligen Gottesgeist auf immer neue Tiefen; nie ist es mir bei dieser „Pneumatologie“, beim Nachdenken über das Pneuma, den Geist, langweilig geworden. Daher an diesem Pfingstfest der Versuch die Pneumatologie bei Lukas (in der ersten Lesung aus der Apg) mit der ganz anderen bei

Johannes (im Evangelium) zu vergleichen und zu sehen, wie verschieden uns der eine Gott, der „Geist ist“ (Joh 4,24), seine „Gabe“ zeigt.

Beginnen wir bei Lukas. Er beschreibt in seinem Evangelium zwar, wie etwa in Elisabet (vgl. Lk 1,41) oder in Zacharias (vgl. Lk 1,67) der Gottesgeist am Werk war. Doch nach Ostern lässt er alle Erscheinungen in Galiläa weg, die Jünger müssen 50 Tage in Jerusalem warten (vgl. Apg 1,4), bis am Pfingstfest der Heilige Geist in Feuerzungen auf sie herabkommt, und sie beginnen in fremden Zungen zu reden, „wie der Geist es ihnen eingibt“ (Apg 2,4); die erste Lesung spricht davon. Tod und Auferstehung Jesu werden dabei mit keinem Wort erwähnt.

Etwa 30 Jahre nach dem Erscheinen des Lukasevangeliums bzw. der Apostelgeschichte, gegen Ende des 1. Jahrhunderts, veröffentlicht Johannes ein Evangelium mit einer ganz anderen Pneumatologie. Sie bindet die Gabe des Geistes wieder zurück an Jesus. Johannes liebt es ungenaue Darstellungen der synoptischen Evangelien zu berichtigen, und dort, wo er die Ereignisse anders schildert als die Synoptiker vor ihm, haben in vielen Fällen neuere archäologische Funde die johanneische Darstellung als historisch wahrscheinlicher erwiesen.

Auch die „verselbständigte“ Art, wie Lukas das Ausgießen des Geistes getrennt vom Gekreuzigten schilderte, drängt ihn andere Akzente zu setzen. So erwähnt Johannes das Pfingstfest überhaupt nicht. Stattdessen verbindet er die Gabe des Geistes mit dem am Kreuz erhöhten Jesus. Schon beim Laubhüttenfest hatte Jesus von den Strömen gesprochen, die zu fließen beginnen, wenn er erhöht ist: „Damit meinte er den Geist, den alle empfangen sollten, die an ihn glauben; denn der Geist war noch nicht gegeben, weil Jesus noch nicht verherrlicht war“ (Joh 7,39). In der Todesstunde „übergibt“ Jesus diesen Geist. Das zu betonen ist das Besondere der johanneischen Pneumatologie. Wörtlich lautet der entscheidende Vers: „Und geneigt habend das Haupt übergab er den Geist“ (Joh 19,30). Das Verb para-dídomi bedeutet „übergeben“, nicht „den Geist aufgeben“. Die Richtung geht nach unten zu den Menschen unter dem Kreuz, nicht nach oben, etwa in die Hände des Vaters.

Hier beginnen nun Ereignisse, die nur Johannes mitteilt, etwa, wie ein Soldat Jesus mit der Lanze in seine Seite stößt. Diesen Lanzenstoß entfaltet der vierte Evangelist zu einer großen Theologie. Er schreibt: Sogleich flossen „Blut und Wasser“ heraus. Für Johannes wird dieses Blut und Wasser aus der Seitenwunde Jesu zu einem Bild für die seit dem Tod Jesu ausgegossene Liebe Gottes und für die Fülle der Gnadenströme, die, wie angekündigt, zu fließen beginnen, sobald Jesus am Kreuz erhöht und sterbend „verherrlicht“ ist (vgl. Joh 7,39; dazu auch die Gedanken am 7. Ostersonntag).

Nach Joh 19,30 hatte Jesus sterbend „den Geist“ übergeben – an dieser Stelle steht das Wort Pneuma mit Artikel. Danach geht es um Teilaspekte dieses Geistes; entsprechend wird Pneuma ohne Artikel gebraucht, so auch im morgigen Evangelien-Abschnitt. Wenn Jesus die Jünger anhaucht mit den Worten: „Empfangt heiligen Geist!“ (Joh 20,22), dann handelt es sich nicht um ein erneutes Übergeben „des Geistes“, sondern um eine der vielfältigen Eigenschaften dieses Geistes, um seine von Sünden reinigende und dadurch heiligende Macht. (In der Einheitsübersetzung ist das leider nicht erkennbar; dort heißt es, anders als im Original: „Empfangt den Heiligen Geist!“)

Die Frömmigkeitsgeschichte der Kirche zeigt, dass die Gefahr besteht, dass „der Heilige Geist“ zu einer Größe wird, die vergessen lässt: Auch wir Christen verehren nur einen Gott, auch wir sind Monotheisten. Bei Johannes gehören Jesus und „der andere Beistand“ zusammen. Sie lassen sich von uns im Grunde so wenig unterscheiden, dass Paulus schreiben kann: „Der Herr aber ist der Geist“ (2 Kor 3,17).

Daher mein Tipp: Immer bei Jesus beginnen! Er ist es ja, in dem wir den Vater sehen (vgl. Joh 14,7) und der uns die Gabe des Geistes so teuer mit seinem Blut erkauft hat.

Herzliche Festtagswünsche!

Zum Dreifaltigkeitsfest

(Ex 34,4b.5-6.8-9 / Joh 3,16-18)

Im Lesejahr A wird am Dreifaltigkeitsfest als alttestamentliche Lesung ein Text gewählt, in dem nicht die Zahl „drei“ den Bezug zu dem Fest bildet, das wir heute feiern. Doch auch der Text aus dem Buch Exodus sagt uns etwas über den dreieinen Gott. Das Volk Israel war, bald nachdem es die Zehn Gebote empfangen hatte, von seinem Gott abgefallen und hatte das goldene Kalb angebetet. Im Zorn darüber hatte Mose die Tafeln zerschlagen, die er eben erst vom Berg mit herabgebracht hatte. Nach einer Zeit der Reue des ganzen Volkes steigt Mose mit einer Zweitanfertigung der steinernen Tafeln nochmals auf den Gipfel des Sinai (Ex 34,4b). Und da gibt Gott etwas mehr von seinem Wesen zu erkennen, er „öffnet“ ein wenig weiter das Geheimnis „Gott“, er „offen-bart“ sich dem Mose. Das geschieht auf eine ungewöhnliche Weise. Gott steigt in einer Wolke herab und ruft seinen „Namen“ aus, mit dem er sich bereits am Brennenden Dornbusch als der geoffenbart hatte, der das „Elend“ seines Volkes kennt (Ex 3,7); als neuer Aspekt kommt nun im heutigen Text die Vergebung der Sünden hinzu.

Mit dem „Namen“ ist biblisch alles gemeint, was wir über einen anderen erkennen können. Das gilt in besonderer Weise für den „Namen“ Gottes. Er kommt in den beiden entscheidenden Versen der heutigen Lesung (Ex 34,5-6) viermal vor, im hebräischen Text steht da viermal das „Tetra-gramm“, also die vier Buchstaben JHWH, die kein Jude ausspricht. Stattdessen lesen heutige Juden „Adonai“, in der griechischen Bibel steht viermal „Kýrios“, und dementsprechend müsste im Deutschen viermal „HERR“ stehen. Stattdessen steht leider zweimal „Herr“ und zweimal „Jahwe“, sodass nicht mehr erkennbar ist, dass es an dieser Stelle immer um den „Kýrios“, den HERRN geht. (Dabei weiß jeder Exeget, dass das Tetragramm, zumindest seine zweite Silbe, nie so ausgesprochen wurde; und Rom hatte bereits Anfang des 20. Jhs. empfohlen, den Gottesnamen nicht mit „Jahwe“ wiederzugeben.)

Mit diesem einzigartigen „Namen“ hatte sich der Gott Abrahams, Isaaks und Jakobs am Brennenden Dornbusch erstmals zu erkennen gegeben als der „Ich bin da“, dessen Name sein soll: JHWH (vgl. Ex 3,14-15). In der griechischen Bibel, die zur Zeit Jesu gelesen wurde, heißt es da: „Egó eimi ho ôn“ (Ich bin [da als] der Seiende). Und statt JHWH steht „Kýrios“.

Das sind die Wörter, die im Neuen Testament für und von Jesus gebraucht werden. Der „Name“ Jesu Christi bewirkt die Heilung eines Gelähmten, wie Petrus kurz nach Pfingsten auf dem Tempelplatz dem staunenden Volk erklärt. Der Geheilte sei durch Jesus Christus gesund geworden, durch den Glauben habe sich „der Name“ als machtvoll erwiesen (vgl. Apg 3,16).

Wenn Jesus selbst mehrmals von sich selbst sagt „Ich bin da“ – erstmals ruft er es den Verzweifelnden beim nächtlichen Seesturm zu: „Egó eimi – Ich bin da! Fürchtet euch nicht!“ (Mk 6,50) –, dann ist damit der direkte Bezug zu dem Namen JHWH gegeben, mit dem sich Gott im Alten Testament geoffenbart hat. Der Neutestamentler Heinrich Zimmermann nennt das „absolute Egó eimi“ sogar geradezu „die neutestamentliche Offenbarungsformel“.

Für gläubige Christen ist es demnach ganz legitim in der morgigen Lesung bei „dem Namen“ und „dem HERRN“ an Jesus zu denken. Er ist es, von dem letztlich gilt, was dem Mose nicht nur am Dornbusch, sondern auch auf dem Gipfel des Sinai zugerufen wurde: Die Vergebung der Sünden als neuer Teil der Selbstoffenbarung Gottes in der heutigen Lesung: „Der HERR ist ein barmherziger und gnädiger Gott, langmütig, reich an Huld und Treue“ (Ex 34,6b).

Wie groß diese Barmherzigkeit Gottes wirklich ist, war allerdings noch nicht erkennbar vor Gottes Fleischwerdung in seinem ihm wesensgleichen Sohn. Davon spricht das heutige Evangelium: „So sehr hat Gott die Welt geliebt, dass er seinen einzigen Sohn gab ...“ (Joh 3,16).

Weder in der alttestamentlichen Lesung noch im Evangelium kommt also heute das Wort „drei“ vor, und doch werden sie mit vollem Recht am heutigen Dreifaltigkeitssonntag vorgelesen. Denn alles, was einst Gott am Sinai über „den HERRN“ und über „den Namen“ ausgerufen hatte, gilt für die gan-

ze Gottheit. Doch mit seinem Kommen in Raum und Zeit in der Gestalt Jesu, des Sohnes Gottes, steht und fällt unser Sprechen von einem dreieinigen Gott. Nur von Jesus dürfen wir sagen, er habe für uns gelitten. Das gilt weder vom Vater noch vom Geist, und deshalb können wir in dem einen Wesen „Gott" drei „personae" unterscheiden (das ist das lateinische Wort für „Theater-Maske", auf griechisch „prós-opon").

Unser HERR Jesus Christus ist die einzige bekannte Größe, die uns die an sich unfassbare „Liebe Gottes und die Gemeinschaft des Heiligen Geistes" (vgl. den Schlussvers der 2. Lesung: 2 Kor 13,13) erahnen lässt.

Die Zeit im Jahreskreis

Zum 1. Sonntag im Jahreskreis: siehe „Zur Taufe des Herrn“

Zum 2. Sonntag im Jahreskreis

(Jes 49,3.5-6 / Joh 1,29-34)

Der Evangelist Johannes korrigiert an mehreren Stellen die Darstellungen der synoptischen Evangelien. So stellt er zum Beispiel berichtigend fest, dass Jesus das Wirken des Täufers nicht unmittelbar ablöste, sondern eine Zeitlang gleichzeitig mit ihm wirkte (vgl. Joh 3,24). Dabei berichtet er auch von einem Konkurrenz-Streit der Jünger des Täufers mit den Jüngern Jesu, der wohl eher von den anderen Evangelisten verschwiegen als von Johannes erfunden wurde (vgl. Joh 3,26).

Die Tatsache, dass sich sein Evangelium mit solchen „Anmaßungen“ am Ende des 1. Jhs. trotzdem gegen die „traditionellen“ Darstellungen durchgesetzt hat, kann ich mir psychologisch nur damit erklären, dass alle wussten: Hinter diesem Text steht die Autorität des „Ältesten“, des einzigen noch lebenden Jüngers aus dem Kreis der Zwölf (vgl. Joh 21,23).

Auch im heutigen Evangelienabschnitt scheint Johannes die bisherigen Darstellungen der Taufe Jesu zu berichtigen oder zum mindesten zu ergänzen. Bei ihm fehlt ja vollständig die dramaturgisch so eindrucksvoll gestaltete Szene, in der Jesus aus den Wassern des Jordan steigt, während aus dem sich öffnenden Himmel eine Taube herabschwebt und eine Stimme erklingt: „Dieser ist mein geliebter Sohn.“ – Diese Darstellung haben wir am letzten Sonntag in der Fassung des Mattäusevangeliums gehört (Mt 3,16-17).

An die Stelle einer solchen Schilderung der Taufszene tritt bei Johannes eine viel nüchternere Sicht der Dinge: Bei ihm ist es allein der Täufer, der erkennt: Dieser unbekannte und unscheinbare Jesus ist ein für die Welt ganz wichtiger Mensch, er kommt um für alle anderen zu sühnen. Das verkündet er mit dem Bild „Lamm Gottes“ (Joh 1,29).

Unter einem anderen Bild bezeugt er im heutigen Evangelium eine innerlich erlebte Wirklichkeit: Er sah den Gottesgeist auf Jesus herabsteigen und auf ihm bleiben (vgl. Joh 1,32; vgl. Lk 4,18). Um darüber sprechen zu können gebraucht er ein Bild, das zwar auch in den andere Evangelien genannt wird, dort aber von anderen Personen nach der vollzogenen Taufe gesehen wird, das Bild der „Taube“. Nach dem Vierten Evangelium bezeugt allein der Täufer dieses Bild und zwar zeitlich vor und unabhängig von der (bei ihm gar nicht geschilderten) Taufe Jesu. Dazu kommt: Auffällig ist doch auch in den anderen Evangelien, dass der geöffnete Himmel, die herabschwebende Taube und die Stimme so gar keine Reaktion der Menschen hervorrufen. Aus diesem Grund erscheint es mir sinnvoll den Ablauf so zu sehen: Ursprünglich hat als Erster der Täufer das Wort „Taube“ in den Mund genommen, das dann in der nachösterlichen Verkündigung bzw. von den Evangelisten in verschiedener Weise in ihre Taufschilderungen übernommen wurde.

Daraus ergibt sich eine andere Frage: Was wollte der Täufer überhaupt mit diesem Bild über das Ruhen des Gottesgeistes auf Jesus sagen? Wir sind heute schon so sehr an das Bild der Taube als ein Bild für den Heiligen Geist gewöhnt, dass wir gar nicht mehr nachfragen, was es denn zuerst bedeutet hat. Aus exegetischer Perspektive wurde darüber jedenfalls lange spekuliert. Mir erscheint eine Erklärung einleuchtend, die erst entdeckt wurde, als bildliche Darstellungen aus dem Alten Orient in die Deutung einbezogen wurden: Auf Rollzylindern (und in einer Andeutung im Hohelied 4,10) stellt das Symbol der zwischen zwei Liebenden hin und her fliegenden Taube bildlich den liebenden Blick dar, den ein Mensch auf einen anderen wirft. Mit einer solchen Deutung der „Taube“ wird also bildlich der liebende Blick des Vaters auf den demütigen Sohn gezeigt und damit dasselbe

ausgedrückt, was in den synoptischen Evangelien in Worten gesagt wird: „Dieser ist mein geliebter Sohn, an dem ich Wohlgefallen habe."

Natürlich dürfen wir uns die Taufe am Jordan auch weiterhin so vorstellen, wie wir sie von vielen Bildern gewohnt sind. Doch es gibt Menschen, die Schwierigkeiten haben mit der unterschiedlichen Beschreibung des Geschehens oder mit der Taube, die „leibhaft" (somatikô eidei – Lk 3,22) heruntergeschwebt sein soll. Deshalb möchte ich betonen, dass solche Darstellungen nicht wie ein „Dokumentarfilm" verstanden werden dürfen, und es sind auch keine Glaubensartikel. Wichtig ist vielmehr ihre innere Bedeutung. Das Entscheidende, mit dem unser christlicher Glaube steht und fällt, finden wir morgen als Zeugnis des Täufers im letzten Satz unseres Sonntagsevangeliums: „Er ist der Sohn Gottes."

Zum 3. Sonntag im Jahreskreis

(Jes 8,23b-9,3 / Mt 4,12-23)

Die heutige Jesaja-Lesung wurde ausgewählt im Hinblick auf das Evangelium, in dem Mattäus diesen Prophetentext zitiert. Jesaja sagt dem im Dunkel liegenden Gebiet der Heiden, dem Land Sebulon und dem Land Naftali, ein aufstrahlendes Licht voraus. Wie hatte er das gemeint? In welche weltgeschichtliche Situation werden wir da versetzt?

Als Jesaja auftrat, war Assur die Weltmacht. Doch im Jahr 612 vC. wurde die Hauptstadt Ninive zerstört. Die neue Weltmacht war jetzt Babylon. So kam es, dass das Nordreich Israels 722 vC. durch die Assyrer, Jerusalem aber 586 vC. durch die Babylonier zerstört wurde. Unser Text entstand in Jerusalem, als die Bewohner Galiläas bereits ins assyrische Exil abtransportiert waren. Heiden besiedelten jetzt ihr Land. Und noch zur Zeit Jesu war Galiläa eher der „Bezirk der Heiden", auf Hebräisch *galil hagoyim*; in beiden Lesungen dieses Sonntags ist davon die Rede (Jes 8,23; Mt 4,15) – obwohl die Bevölkerung im letzten Jahrhundert vor dem neutestamentlichen Geschehen zwangsweise judaisiert worden war. (Erst als nach der Zerstörung des Jerusalemer Tempels der Hohe Rat, das Synedrium, im 2. nachchristlichen Jh. von Jerusalem nach Galiläa verlegt worden war, wurde Galiläa ein orthodoxes jüdisches Gebiet.)

Den Galiläer Petrus erkennt man noch an seiner Sprache (vgl. Mt 26,73), und bei der Himmelfahrt sind die „Männer aus Galiläa" fast gleichbedeutend mit „Jünger Jesu" (Apg 1,11). Im Vergleich zu Jerusalem und seinem Tempel war also Galiläa noch zur Zeit Jesu ein „Volk, das im Dunkel lebt" (Jes 9,1; Mt 4,16).

Der Evangelist Mattäus hat demnach zutreffend erkannt: Jesaja sprach viele Jahrhunderte vor dem Auftreten Jesu von dem, was in Jesus erst voll erkennbar wurde.

Jesus, zu dem sich die Fischer am See von Galiläa hingezogen fühlen (vgl. Mt 4,18-22), konnte von sich sagen: „Ich bin das Licht der Welt" (Joh 8,12). Und damals strahlte dieses Licht auf im Dunkel Galiläas: in Nazaret, das im Gebiet des Stamms Sebulon lag und Kafarnaum im Stammgebiet von Naftali (vgl. dazu auch die Gedanken zum „Fest der Heiligen Familie").

Viel Licht an diesem Sonntag, wenn jetzt draußen die Tage wieder länger werden!

Zum 4. Sonntag im Jahreskreis

(Zef 2,3; 3,12-13 / Mt 5,1-12a)

Die ersten zwölf Verse der „Bergpredigt", die drei Kapitel des Mattäusevangeliums umfasst (Mt 5-7), haben wir wohl schon oft gehört, dabei aber innerlich auch manchmal abgeschaltet. Anscheinend wird auch das Gewissen häufiger nach den Zehn Geboten erforscht als nach der Bergpredigt. Und doch geht es da um das christliche Menschenbild. Wie sieht es aus?

Vereinfachend nenne ich drei Möglichkeiten die „acht Seligkeiten“ auszulegen. Moderne Autoren versuchen den Text zu aktualisieren – und deuten ihn dazu um. Besonders betrifft das die Seligpreisungen des „Hungerns und Dürstens nach der Gerechtigkeit“ und das: „Selig, die um der Gerechtigkeit willen verfolgt werden“ (Mt 5,6.10). Das wird zu Unrecht so ausgelegt, als seien damit vor allem jene gemeint, die etwa lautstark für mehr „soziale Gerechtigkeit“, z.B. „Lohngerechtigkeit“ kämpfen. Richtiger gelten diese Worte denen, die „gerecht“ leben, und das meint dem biblischen Wort für „Gerechtigkeit“ (hebräisch zadiq) entsprechend: gut, gütig oder rechtschaffen (ausführlich bin ich auf diesen Begriff in den Überlegungen am Sonntag zur „Taufe des Herrn“ eingegangen). Auch in unserer Zeit werden Menschen angefeindet, die nicht in den öffentlichen Protest einstimmen, sondern einfach ihre jeweiligen Aufgaben erledigen und versuchen selbst möglichst gerecht – also möglichst „gut“ – zu leben.

Anders legten frühere protestantische Neutestamentler die Bergpredigt aus. Jesus trage hier so hohe Ideale vor, dass wir uns nur noch als Sünder fühlen können, die ganz auf Gnade angewiesen sind. Katholische Ausleger wiesen eher hin auf große Heilige, die solche Ideale erfüllt haben, um dann die Gläubigen zu mahnen sich ebenfalls anzustrengen.

Ich neige zu einer dritten Betrachtungsweise. Mir scheint, diesen von Mattäus einzigartig gestalteten Text darf man auch sehen als das, was in Jesus selbst während der dreißig stillen Jahre in Nazaret vor seinem öffentlichen Auftreten herangereift ist. Als Mensch hat er immer bewusster zu sich selbst und gleichzeitig zu dem Menschenbild gefunden, das er dann selber lebte und vorlebte (vgl. zu solchem inneren „Erstarken“ Lk 2,40; es ereignet sich in der Stille, wie auch bei Johannes dem Täufer Lk 1,80). Als Christus auftrat, trug er dann etwas ganz Neues vor. Zu diesem Menschenbild gab es weder in der antiken Literatur noch unter den Mitmenschen Vorbilder. Schon im ersten Satz der Bergpredigt preist Jesus ein Ideal, das bis dahin eher abgelehnt wurde und das auch heute vielen fremd ist: Innere Armut, also das ehrliche Bewusstsein, wie klein und „arm“ wir vor Gott stehen. Jesus verkündet weder Gesetzesvorschriften noch eine Art „Partei-Programm“. Mir scheint, er spricht eben letztlich von dem, was er selbst als das neue Menschenbild vorlebt. Er selbst ist so etwas wie ein „Programm“ oder eine „Weisung“ (hebräisch „Tora“); denn er selbst ist leibhaft das Wort, das Gottes an uns richtet. Im Johannesevangelium gibt es keine Bergpredigt, wohl aber bezeichnet Jesus sich da selbst als den „Weg, die Wahrheit und das Leben“, das heißt er weist uns den wahren Lebensweg (Joh 14,6). Petrus wählt ein anderes Bild und schreibt, Christus habe uns in seinem Leben eine Vorlage gegeben, wir bräuchten nur in seine Fußstapfen zu treten (vgl. 1 Petr 2,21). Das gilt gerade auch für jenes Hungern und Dürsten nach „Gerechtigkeit“, das selig gepriesen wird: Jesus selbst war so gesinnt, als er sich wie ein Sünder taufen ließ, weil er „alle Gerechtigkeit erfüllen“ wollte (Mt 3,15;). Denn indem er in der Taufe selbstlos die Sünden der Menschheit auf sich nimmt, zeigt er uns die ganze „Gerechtigkeit“ – die ganze aus Gott stammende Güte und Liebe (hier verweise ich für eine ausführlichere Erklärung auf den Sonntag zur „Taufe des Herrn“).

Dieses neue, christliche Menschenbild ahnten in etwa schon die Propheten des Alten Bundes. In der 1. Lesung spricht Zefanja, ähnlich wie schon Jesaja, vom heiligen „Rest von Israel“ (Zef 3,13) und meint damit „ein demütiges und armes Volk, das seine Zuflucht sucht beim Namen des Herrn“ (Zef 3,12). Bei denen, die dann freudig hörten, was Jesus lobte, handelte es sich um so ein „demütiges und armes Volk“. Schon bei seiner Mutter Maria war das Wirklichkeit geworden, ihr Magnificat entspricht dem Geist der acht Seligpreisungen, die wir an diesem Sonntag hören. Äußere Armut war dabei nicht die Voraussetzung, um dem Ideal Jesu zustimmen zu können. In Galiläa folgten ihm keineswegs nur Besitzlose, sondern beispielsweise auch die Söhne des Zebedäus, des Besitzers einer großen Fischerei-Firma. Und in Jerusalem kam der reiche jüdische Ratsherr Nikodemus sehr bescheiden, in einem Bewusstsein seiner eigenen „inneren Armut“ nachts zu Jesus und hörte, er müsse „neu geboren“ werden (vgl. Joh 3,1-3).

Auch heute gibt es, gerade unter gebildeten Menschen solche, die merken, wie arm sie vor Gott sind. Doch trotzdem stehen sie froh vor ihm, wie ein Kind mit leeren Händen. Sie bemühen sich ja wirklich selbstlos und gütig zu sein – oder mit den Worten der Bergpredigt: Sie dürsten geradezu nach der „Gerechtigkeit“, der selbstlosen Güte, auch wenn sie deshalb oft nicht verstanden werden.

Zum 5. Sonntag im Jahreskreis

(Jes 58,7-10 / Mt 5,13-16)

Am heutigen Sonntag ist sowohl in der alttestamentlichen Lesung aus dem Buch Jesaja als auch im Evangelienabschnitt aus der Bergpredigt die Rede vom „Licht“. Meditationen über das Licht hören wir mindestens seit den vergangenen Adventswochen. Denn das Thema ist unerschöpflich, angefangen bei der Kerze, die leuchtet, wärmt und sich dabei selbst verzehrt. Doch vielleicht gelingt es uns heute noch tiefer die eigentliche Wirklichkeit zu erahnen, für die in der Bibel das Bild des „Lichts“ steht.

Im Prolog des Johannesevangeliums heißt es von jenem Wort, das selbst Gott ist: „In ihm war das Leben und das Leben war das Licht der Menschen“ (Joh 1,4). So leicht liest man über diesen Satz hinweg ohne zu merken, dass hier etwas behauptet wird, was direkt das Gegenteil ist von dem, was wir im Alltag erleben. Denn biologisch ist das Leben doch nicht das Erste, sondern das Erste ist das Licht. Wenn die Sonne in ein Becken mit klarem Wasser scheint, wird es mit der Zeit grün, weil sich Algen bilden, es wird lebendig. Oder in unseren Buchenwäldern: Erst wenn das Frühlingslicht auf den Boden fällt, werden dort die Anemonen, Leberblümchen oder Märzenbecher aufleben. Denn wohin Licht kommt, dort wächst Leben.

Im Text steht aber unbezweifelbar die umgekehrte Reihenfolge. Da geht es nämlich gar nicht um physikalisches Licht und auch nicht um biologisches Leben. Vorher hatte es geheißen: „Im Anfang war das Wort und das Wort war bei Gott“, wörtlich „war zu dem Gott hin“. Da bewegt sich also etwas in der Gottheit selbst, wir können es Leben oder auch lebende Liebe nennen (vgl. Joh 17,26). Und dieses ewige Leben blieb nicht in Gott, vielmehr drängte es seinem Wesen nach dazu sich zu verschenken. Diese sich verströmende göttliche Liebe war die Voraussetzung dafür, dass wir zu Menschen wurden, die nicht nur egoistisch an sich denken. Der liebende Gottesgeist belebt uns innerlich, so dass wir „gute“ Menschen sein können, die nicht düster dreinblicken, Menschen, die hilfsbereit sind und die in ihrer Umgebung jenes Licht verbreiten, das aus der liebenden Lebensfülle Gottes stammt. – In der Schrift ist also „Licht“ nicht nur Symbol für etwas Irdisches, etwas irgendwie wissenschaftlich Fassbares. Es ist Bild für etwas wesentlich Anderes, nur noch bildlich Andeutbares. Das Wort „Licht“ steht in der Schrift für unser Teilhaben am ewig lebenden Licht, das Gott selbst ist (vgl. 1 Joh 1,5).

Auch die Texte des heutigen Sonntags werden unter diesem Gesichtspunkt verständlicher. In der alttestamentlichen Lesung heißt es von dem, der dem Hungrigen Brot gibt oder den Obdachlosen aufnimmt und bekleidet: „Dann wird dein Licht hervorbrechen wie die Morgenröte“ (Jes 58,8). Und kurz danach von dem, der nicht verleumdet: „Dann geht im Dunkel dein Licht auf, und deine Finsternis wird hell wie der Mittag“ (Jes 58,10). Ein guter Mensch strahlt etwas von jenem Licht aus, das aus der Lebensfülle Gottes stammt.

Um solche „guten Werke“ geht es auch im Evangelium, in dem der Herr zu uns spricht: „Ihr seid das Licht der Welt [...] So soll euer Licht vor den Menschen leuchten, damit sie eure guten Werke sehen und euren Vater im Himmel preisen“ (Mt 5,16). Denn die Güte des himmlischen Vaters war es ja, die die Jünger damals zum Gutsein befähigte – und letztlich auch uns heute.

Mit den „guten Werken“ sind also keine eigenen Leistungen gemeint, denn letztlich gründen alle solchen Taten in Gott. Auch geht es nicht nur um „offensichtliche“, große Dinge, wie Armenspeisungen. Es gibt auch unauffälligere Arten jener „Mühe der Liebe“, von der Paulus schon in seinem frühesten Brief gleich zu Beginn spricht (1 Thess 1,3 „kópos täs agápäs“; in der Einheitsübersetzung nicht wörtlich übersetzt mit: „Opferbereitschaft eurer Liebe“). Solche uneigennützige Liebesmühe kann schon dort aufleuchten, wo jemand einem anderen „nur“ zuhört.

Lichtvollen Sonntag!

Zum 6. Sonntag im Jahreskreis

(Sir 15,15-20 / Mt 5,17-37)

Die erste Lesung dieses Sonntags ist aus dem Buch Jesus Sirach gewählt. Da heißt es gleich zu Beginn von den Geboten Gottes: „Wenn du willst, kannst du das Gebot halten“ (Sir 15,15). – Stimmt das? Haben wir tatsächlich einen solchen „freien Willen“?

Dieser Satz gehört wohl eher zu jenen Texten der Bibel, die in den letzten Jahrhunderten von den Naturwissenschaften widerlegt worden sind. So wissen wir heute, dass die Welt natürlich nicht in sieben Tagen erschaffen wurde, dass die Sonne nicht um die Erde kreist und ein Kind nicht allein aus dem Samen des Mannes entsteht. Und auch die biblischen Aussagen über unseren „freien Willen“ sind in dieser Form nicht mehr haltbar. Durch Psychologie und Gehirn-Neurologie ist heute klar, dass wir nicht alle und nicht immer fähig sind frei zu wollen und entsprechend zu handeln. So geht der eigene menschliche Wille im Alter, das heute ja etwa doppelt so lange dauert wie in biblischen Zeiten, auch bei denen oft verloren, die vorher im Leben willensstark waren. Der Benediktinerabt und spätere Kardinal Basil Hume (1923 – 1999) äußerte einmal diese Ansicht: Er habe den Eindruck, dass es unter uns mehr Kranke als Sünder gebe. Sicher ist „seelische Gesundheit“ nicht ganz eindeutig zu definieren, doch ich denke, ein seelisch gesunder Mensch weiß z.B. zu unterscheiden, ob ihn ein anderer gut oder lieblos behandelt hat. Ein pflegebedürftiger Kranker merkt oft nicht, dass er sehr viel Grund hätte dankbar zu sein – und er wird nicht die Willenskraft haben, diese Einstellung zu ändern. Umgekehrt wird sich ein krankhaft ängstlicher Mensch schuldig fühlen, obwohl er es gar nicht ist. Der seelisch gesunde Mensch kann, was kein Tier kann: Er kann „bereuen“ etwas gestern nicht richtig gemacht zu haben oder lieblos gewesen zu sein.

Doch heute entschuldigen nicht wenige Menschen ihr Verhalten mit der Begründung: Ich bin eben so geschaffen. In dieser Situation wird es doppelt wichtig den Satz zu beachten, der kurz vor unserem Leseabschnitt steht: „Sag nicht: Meine Sünde kommt von Gott. Denn was er hasst, das tut er nicht“ (Sir 15,11). Und der letzte Satz in der morgigen Lesung stellt klar, was Gottes Wesen ist: „Keinem gebietet er zu sündigen“ (Sir 15,20). Auch im Neuen Testament lesen wir: „Keiner, der in Versuchung gerät, soll sagen: Ich werde von Gott in Versuchung geführt. Denn Gott kann nicht in die Versuchung kommen Böses zu tun“ (Jak 1,13). (Nebenbei: Auch wenn hier das gleiche Wort „Versuchung“ steht, wie im Vaterunser, so geht es bei der Bitte „Und führe uns nicht in Versuchung“ nicht darum, dass Gott uns zum Bösen verleiten könnte. Eher zielt diese Bitte darauf hin, er möge uns nicht zu sehr „auf die Probe stellen“, etwa durch Unglück oder Not, aus denen wir dann wie „geläutertes Gold“ hervorgehen, so wie einst Abraham (vgl. Gen 22,1) oder Ijob (vgl. Ijob 1,12.21-22) die Prüfung bestanden haben.)

Gelöst sind unsere Probleme mit dem „freien Willen“ damit nicht, und an dieser Stelle können wir wohl auch nicht die seit Jahrhunderten geführten theologischen Diskussionen darüber zu einem Ende bringen. Doch ich möchte zumindest daran erinnern, dass in diesen Diskussionen immer auch von der ***Gnade*** Gottes die Rede ist, von dem Gnadengeschenk, dass wir gut sein können. Und ich denke, es hilft uns weiter, wenn wir uns nicht nur Gedanken machen über unsere Willenskraft, um Gebote „einzuhalten“ – davon war ich ja oben ausgegangen –, sondern uns bewusst machen, dass es Gottes Liebe ist, die uns auch die Fähigkeit gibt ihn aus freiem Willen zu ***loben***; denn das ist vielleicht die größte Fähigkeit, die nur der seelisch gesunde Mensch, aber kein Tier besitzen kann (vgl. Eph 1,6.12.14).

Die Erkenntnis, dass es mit unserem freien Willen nicht so weit her ist, wie frühere Generationen sich das dachten, lässt uns sehr bescheiden werden. Denn alles Gute, das wir „freiwillig“ tun, ist uns von Gott geschenkt. Nur gesündigt haben wir selbst, da die Sünde nicht von Gott sein kann. So unangenehm uns das sein mag – unsere Würde als Menschen, die freiwillig Gott loben und ihm freiwillig dienen können, steht und fällt auch mit unserer Fähigkeit ihn abzulehnen; denn darum geht es ja bei jeder wirklichen Sünde.

Wenn uns das gegenwärtig bleibt, werden wir auch mit mehr Gelassenheit die Idealforderungen des morgigen Evangeliums hören.

Viel Vertrauen auf Gottes Barmherzigkeit, die nach der Schrift der höchste Ausdruck seiner Allmacht ist.

Zum 7. Sonntag im Jahreskreis A (2014) (20.02.2014)

(Lev 19,1-2.17-18 / Mt 5,38-48)

Als Mattäus etwa 60 n.Chr. sein Evangelium verfasste, waren die meisten Briefe des Neuen Testaments bereits geschrieben worden. In ihnen und auch in der Apostelgeschichte – sie enthält m.E. historisch brauchbare Angaben – spiegelt sich also in etwa der christliche Alltag der ersten drei Jahrzehnte. Und ich frage mich: Finden sich dort Spuren dafür, dass die Urkirche wirklich gelebt hat, was Jesus vor Ostern gelehrt hatte? Mit anderen Worten: Sind die Feindesliebe und die anderen uns doch eher unliebsamen Ideale des heutigen Abschnitts aus der Bergpredigt je verwirklicht worden?

Die erste Forderung Jesu im heutigen Evangelium lautet: „Ich aber sage euch: Leistet dem, der euch etwas Böses antut, keinen Widerstand“ (Mt 5,39) – Dazu: Wenige Wochen nach Pfingsten verboten die Hohenpriester dem Petrus und Johannes unter Strafe im Tempel zu lehren (Apg 4,17-21). Sie taten es trotzdem und wurden deshalb gegeißelt. Ihre Reaktion darauf war jedoch kein Protest, vielmehr heißt es: „Sie aber gingen weg vom Hohen Rat und freuten sich, dass sie gewürdigt worden waren für seinen [Jesu] Namen Schmach zu erleiden“ (Apg 5.41). Oder der Brief des Paulus an die Gemeinde in Rom, in dem er schreibt: „Lass dich nicht vom Bösen besiegen, sondern besiege das Böse durch das Gute!“ (Röm 12,21). Und Petrus schreibt für Sklaven, wir würden heute sagen für rücksichtslos behandelte Angestellte: „... ordnet euch in aller Ehrfurcht euren Herren unter, nicht nur den guten und freundlichen, sondern auch den launenhaften!“ Dabei nennt er als Begründung nicht nur die Lehre, sondern vor allem das Leben Christi: „Er wurde geschmäht, schmähte aber nicht, er litt, drohte aber nicht“ (1 Petr 2,18.23).

Jesu zweite Forderung lautet: „Ich aber sage euch: Liebt eure Feinde und betet für die, die euch verfolgen“ (Mt 5,44). Im Neuen Testament zeigen viele Stellen, wie wichtig das genommen wurde. So kann Paulus über das Leben als Apostel sagen: „Wir werden beschimpft und segnen“ (1 Kor 4,12). Und Petrus mahnt die Gemeinden in Kleinasien: „Vergeltet nicht Böses mit Bösem noch Kränkung mit Kränkung! Statt dessen segnet ...“ (1 Petr 3,9). Für „segnen“ steht im Griechischen „eu-logein“, was wörtlich „gut-sagen“, im Lateinischen „bene-dicere“ bedeutet.

Am schwersten ist es vielleicht die letzte Forderung zu verstehen, wir sollten „vollkommen“ sein (Mt 5,48). Dieses jüdische Ideal hat schon den griechischen Adressaten des Lukasevangeliums so viele Schwierigkeiten bereitet, dass Lukas stattdessen schrieb: „Seid barmherzig, wie es auch euer Vater ist“ (Lk 6,36). Doch die Barmherzigkeit ist nur scheinbar leichter. Denn wer die biblische Bedeutung dieser beiden Worte „Barmherzigkeit“ und „Vollkommenheit“ kennt, der merkt, dass „seid barmherzig“ eigentlich noch mehr verlangt. Denn Barmherzigkeit meint mehr als menschliches Mitgefühl, vielmehr ist sie eine herausragende Eigenschaft Gottes, die sogar Sünden vergeben kann und der höchste Ausdruck seiner Allmacht ist (vgl. Mk 2,7-12; Ps 145,8f). Sie ist so ungeheuerlich, dass die Forderung unseres Mattäus-Textes, „vollkommen“ zu sein, eher leichter für uns Menschen ist. Denn dort liegt das hebräische Wort mit der Wurzel „tamam“ zugrunde, was „untadelig“ oder „fehlerlos“ bedeutet; „fehlerlos“ müssen auch Opfertiere sein. So wird vom Pascha-Lamm erwartet, dass es „fehlerfrei“ ist (Ex 12,5). In der griechischen Übersetzung dieses alttestamentlichen Textes, der Septuaginta, steht da dasselbe Wort „téleios“, wie in unserem Evangelientext. Wir sollten also ohne Sünde, früher hätte man gesagt „makellos“ sein. Es geht hier also nicht um eine göttlich unendliche „Vollkommenheit“, sondern „nur“ darum überall „in Ordnung“ zu sein, das Gute zu sehen und es anzustreben – was immer noch schwer genug ist.

Die Forderungen der Bergpredigt sind uns so vertraut, dass wir kaum noch merken, wie hart sie sind und wie sehr sie dem widersprechen, was uns heute so selbstverständlich ist: uns gegen persönliches

Unrecht zu wehren. Doch das biblische Ideal ist ein anderes, und in der Urkirche und von späteren Heiligen wurde es auch gelebt: Ganz „gerechte“ Menschen erreichen wohl dieses Ideal eines solchen richtigen, in diesem Sinne vollkommenen Lebens (wie schon mehrmals erwähnt, bedeutet das hebräische „zadiq“, das wir mit „gerecht“ übersetzen, eigentlich „gut“ oder „gütig“ und hat nichts mit der Bestrafung des Bösen zu tun). Wir sind davon wohl noch weit entfernt. Doch wir werden ja schon selig gepriesen, wenn wir „hungern und dürsten“ nach solcher von Gottes Gnade uns geschenkten „Gerechtigkeit“ oder „Güte“ (vgl. Mt 5,6). Wer das anstrebt, wird zwar bei uns vielleicht nur „komisch angeschaut“, doch in vielen anderen Ländern wurden und werden bis heute Christen „verfolgt“ (Mt 5,10) oder „gehasst“ (Joh 17,14), nur weil sie gut sein wollen.

Dann heißt es aber auch, wir würden „gesättigt werden“, letztlich beim Hochzeitsmahl des Lammes (vgl. Offb 19,9) – doch auch schon beim eucharistischen Mahl des Herrn. Das ist mein Sonntagswunsch.

Zum 8. Sonntag im Jahreskreis A

(Jes 49,14-15 / Mt 6,24-34)

Mit Recht werden jene, die sich um das Heizöl für den nächsten Winter sorgen, darauf hinweisen, dass im warmen Mittelmeerraum solches Sorgen für den Winter nicht nötig war. Leicht erscheint ihnen dann der ganze heutige Abschnitt aus der Bergpredigt für uns wertlos – trotz seiner schönen Worte von den „Lilien des Feldes“, deren Kleidung prächtiger ist als die Salomos (Mt 6,28).

Der Schlüssel liegt wohl in dem – richtig verstandenen – Satz: „Euch aber muss es zuerst um sein [Gottes] Reich und seine Gerechtigkeit gehen, dann wird euch alles andere dazugegeben“ (Mt 6,33). – Bereits mehrmals habe ich darauf hingewiesen: Das hebräische Wort für „gerecht“, zadiq, bezeichnet den richtig, den gut handelnden Menschen. Das Substantiv „Gerechtigkeit“ dürfen wir daher mit „Güte“ wiedergeben. Unser Vers sagt sinngemäß: Macht euch zuerst darum Sorgen, wie ihr zu anderen gut seid. Die Sorge um das „Reich“ meint praktisch dasselbe; denn das Königreich des Herrn ist dort, wo der Gottesgeist in unseren Herzen herrscht und zum Guten ruft.

Dieses Sorgen für andere, etwa für eine Gemeinschaft, ist etwas ganz anderes als die ängstliche Sorge um das eigene Ich. Bei der Angst um uns selbst könnten wir wohl oft sorgloser sein. Da bräuchten wir uns nicht um den morgigen Tag Gedanken zu machen; wir wissen ja nicht einmal, ob wir ihn noch erleben werden.

Im Schlussvers 34 geht es demnach um jene innere Freiheit, wie sie uns Jesus in demselben 6. Kapitel des Mattäus-Evangeliums kurz vorher im Vaterunser lehrte: „Unser tägliches Brot gib uns heute!“, oder wörtlicher mit der Einheitsübersetzung: „Gib uns heute das Brot, das wir [an diesem heutigen Tag] brauchen“ (Mt 6,13). Übrigens geht auch in diesem Gebet die wichtigere Bitte voraus: „Dein Reich komme, dein Wille geschehe.“

Abschließend zitiere ich den hl. Benedikt als Beispiel, wie man diesen Evangelienabschnitt zugleich konkret und diskret verwirklichen kann. In seiner Regel gibt Benedikt für den Abt folgende Richtlinie: „Vor allem darf er über das Heil der ihm Anvertrauten nicht hinwegsehen oder es gering schätzen und sich größere Sorge machen um vergängliche, irdische und hinfällige Dinge. [...] Wegen des vielleicht allzu geringen Klostervermögens soll er sich nicht beunruhigen; vielmehr bedenke er das Wort der Schrift: ‚Sucht zuerst das Reich Gottes und seine Gerechtigkeit, und dies alles wird euch dazugegeben‘“ (RB 2,33.35).

Benedikts vorsichtiges Abwägen oder maßvolles Unterscheiden gilt auch für uns alle. Denn auf diesem schwierigen Gebiet geht es nie darum, sich um die eine Sache „gar nicht“ zu kümmern, „sondern nur“ um die andere – auch die irdischen Dinge gehören dazu. Und doch betont Benedikt, worum es „vor allem“ geht, und dann, welchem Bereich die „größere Sorge“ gelten soll. An anderer Stelle spricht er von solchem unterscheidenden Maßhalten (er nennt es „discretio“, abgeleitet vom Verb dis-cernere) als der „Mutter aller Tugenden“ (RB 64,48).

Zum 9. Sonntag im Lesejahr

(Dtn 11, 18.26-28.32 / Röm 3, 21-25a.28 / Mt 7, 21-27)

Im heutigen Evangelium geht es um das Bauen auf Sand oder auf Fels. Jedem von uns ist klar, wie unvernünftig es wäre, auf Sand zu bauen, und jeder möchte natürlich ein kluger Bauherr sein, der sein Haus auf Fels baut. Doch was da bildlich in der Heiligen Schrift gesagt wird, spricht in zweifacher Weise von einer sehr herben Realität unseres Lebens.

Zunächst hieß es da: „Nicht jeder, der zu mir sagt: Herr! Herr! wird in das Himmelreich kommen, sondern nur, wer den Willen meines Vaters im Himmel erfüllt“ (Mt 7,21). Das ist noch recht gut verständlich: Schöne Worte allein zählen nicht, sondern nur, was ein Mensch wirklich getan hat, also die Tat-sachen. Wer nicht nur schön daherredet, sondern handelt und Gottes Willen tut, der baut klug auf Felsen-Untergrund. Religion ist demnach nicht nur eine Angelegenheit von „erhebenden Gefühlen“. Diese erste Feststellung erscheint schon manchen hart, obwohl das doch noch verständlich ist.

Schwieriger wird es bei den nächsten beiden Versen. Sie lauten: „Viele werden an jenem Tag zu mir sagen: Herr, Herr, sind wir nicht in deinem Namen als Propheten aufgetreten, und haben wir nicht mit deinem Namen Dämonen ausgetrieben und mit deinem Namen viele Wunder vollbracht? – Dann werde ich ihnen antworten: Ich kenne euch nicht. Weg von mir ihr Übertreter des Gesetzes!“ (Mt 7,22f). Bei diesen Worten kann einem schon Angst werden. Denn die da abgewiesen werden, haben ja keineswegs ihr Haus bequem auf dem Sand bauen wollen. Sie haben sich angestrengt und etwas geleistet. Warum zählt das offenbar nicht? Viele von uns würden doch sicher ebenfalls sagen: Auch ich habe mich ja ein Leben lang angestrengt, meine Arbeiten gut zu erledigen. Gilt am Schluss, „an jenem Tag“, auch mir: „Weg von mir, ich kenne dich nicht“?

Das kann – hoffentlich – so nicht stimmen. Schauen wir also nochmals genau in den Text. Da hieß es, klug baue auf Felsen, wer das erfüllt, was der Wille des himmlischen Vaters ist. Offenbar haben diesen Willen Gottes jene nicht erfüllt, die den Namen Jesu nur einsetzten, um durch ihre Anstrengungen persönliche Erfolge zu erringen.

Wie sieht dann aber das richtige Leben eines Christen aus? In so einem Fall lohnt es sich immer zu fragen: Wie hat uns Jesus selbst das vorgelebt? – Von ihm hören wir beispielsweise, dass er am Jakobsbrunnen ausführlich der Frau aus Samaria erklärt, wo und wie man richtig Gott anbetet. Und als die Jünger zurückkommen und ihm zu Essen anbieten, antwortet er: „Meine Speise ist es, den Willen dessen zu tun, der mich gesandt hat, und sein Werk zu vollenden“ (Joh 4,34). Für Jesus war also in dieser Situation das Gespräch mit der Samariterin das Erfüllen des Willens Gottes oder, wie wir seit Paulus mit einem vorher unbekannten Wort sagen, sein Gehorsam (hä hyp-akoä).

Wie solcher Gehorsam genau aussieht, kann man wohl nicht verallgemeinert sagen – das hängt ganz von der konkreten Situation ab. Selbst bei uns, in einem Benediktinerkloster, ist es oft sehr schwer, richtig zu erkennen: Das ist es, was Gott jetzt von mir will. Da genügt es meist nicht, einfach auf die Weisung eines Oberen zu warten. Jeder muss selbst, im eigenen Inneren hören, was Gott von ihm will – und das ist oft etwas anderes als das, was ich selbst will. Das eigene Ich, das Ego, ist ein furchtbarer Tyrann.

Wird uns also im heutigen Evangelium gesagt, wir sollten nur brav gehorchen und fromm sein? Keineswegs! Oft ist es auch der Wille Gottes, ohne Angst Großes zu wagen. Als Jesus sagte: „Wenn ich erhöht bin, werde ich alle an mich ziehen“ (vgl. Joh 12,32), entsprach das genau dem Werk, das zu vollenden, der Vater ihm aufgetragen hatte. Und unter den großen Heiligen stoßen wir nicht nur auf bescheidene, unauffällige Menschen. Da gibt es auch einen heiligen Bischof Athanasius, der für seine Überzeugung, nach dem Willen Gottes zu handeln, fünfmal seinen Bischofssitz als Flüchtling verlassen musste oder die große Teresa von Avila, die trotz vieler Vorwürfe ihren Weg gegangen ist, um die Klöster ihres Ordens zu reformieren. Sie alle handelten tatkräftig und leisteten Unglaubliches. Aber ihre felsen-feste Überzeugung war: Genau das will Gott jetzt von mir.

Solches innere Horchen auf den Willen Gottes verleiht also feste Sicherheit und fruchtbare Handlungskraft – und solches Tun des Willens Gottes meint unser heutiger Evangelientext. Um das zu verdeutlichen, schildert er uns das einprägsame Bild eines Menschen, der klug sein Haus auf den Felsen baut, oder: der sich und das ganze Haus Gottes klug und auf ewig dauerhaft auf dem Felsen, der letztlich Christus selber ist, auf-er-baut.

Zum 10. Sonntag im Jahreskreis

(Hos 6, 3-6 / Röm 4, 18-25 / Mt 9, 9-13)

Das Evangelium des heutigen 10. Sonntags im Jahreskreis schließt mit einem der kostbarsten Sätze im Munde Jesu. Er sagt zu den Pharisäern, die murren, weil sie ihn zusammen mit Sündern im Haus des Zöllners Mattäus essen sehen: „Nicht die Gesunden brauchen den Arzt, sondern die Kranken. Darum lernt, was es heißt: Barmherzigkeit will ich, nicht Opfer. Denn ich bin gekommen, um die Sünder zu rufen, nicht die Gerechten“ (Mt 9,12f).

Selbst viele Katholiken wissen kaum, dass es diese tröstlichen Worte gibt, doch fast noch trauriger scheint mir, dass gerade unter den besonders Gewissenhaften so viele sind, die mehr Angst haben verworfen zu werden als Freude darüber, dass Christus besonders für die Sünder in unsere Welt gekommen ist. Die Lehre des Neuen Testaments ist eindeutig: Wer ganz groß von der Güte Gottes denkt und klar weiß, wie klein und hilfsbedürftig er selbst ist, der darf sich freuen. Unter den vielen Stellen, mit denen sich das belegen ließe, wähle ich nur zwei aus: In der Bergpredigt wird als erste Gruppe, die sich freuen darf, jene genannt, die mit leeren Händen vor Gott steht (vgl. Mt 5,3). Und beim Evangelisten Lukas beschreibt Jesus selbst im Beispiel von einem Pharisäer und einem Zöllner, die zum Gebet in den Tempel gehen, wie der Zöllner es richtig macht und dann froh nach Hause gehen kann. Denn er hatte, wie vor ihm schon der König David, gebetet: „Gott, sei mir Sünder gnädig!“ (Lk 18,13; vgl. Ps 51,3). Auch der Zöllner Mattäus, von dessen Berufung wir heute im Evangelium hören, war ein Kranker, der sich freute, als der Arzt zu ihm kam.

Leicht denken wir bei den „Sündern und Zöllnern“, mit denen Jesus Mahl hält, nur an Menschen, die äußerlich „heruntergekommen“ sind. Doch das entspricht nicht dem Bild der Zöllner, denen wir in den Evangelien begegnen. Weder der beim Zollamt berufene Zöllner Mattäus noch der Oberzöllner Zachäus in Jericho, bei dem Jesus abstieg, waren verlumpt oder finanziell unterstützungsbedürftig. Im Gegenteil, sie waren in römischem Dienst und wohl am eigenen Profit durchaus interessiert. Der als Jünger berufene Zöllner Mattäus hat bei Kafarnaum am See ein Haus, wir würden sagen eine Villa, in der er eine Party veranstalten kann (vgl. Mt 9,10). Innerlich sah es bei diesem Zöllner allerdings anders aus, und Jesus wusste das. Als ihm Vorwürfe gemacht werden, weil er diese Einladung annimmt, antwortet er mit dem Vers, den ich bereits zu Beginn zitiert habe: „Nicht die Gesunden brauchen den Arzt, sondern die Kranken.“

Wer aber sind heute diese „Kranken“? Sie müssten, wie Mattäus, finanziell gut gestellte Persönlichkeiten sein, die religiös nicht praktizieren und vielleicht schon Gerichtsverfahren wegen Steuerhinterziehung o. ä. hinter sich haben. Das sind bei uns eher wohlhabende Menschen im Bankenwesen oder auch im Sport, Filmstars oder Immobilienmakler.

Wenn man – genauer begründet wird das in den Gedanken zum 26. Sonntag im Lesejahr A – davon ausgeht, dass der Zöllner Mattäus der Verfasser des Mattäus-Evangeliums war und zugleich ein solch weltgewandter, finanziell erfolgreicher und kluger Geschäftsmann, versteht man auch seine Texte viel besser. Immer wieder staunt der Evangelist neu über die Maßstäbe, die im Himmelreich gelten. Denn er selbst, ein verachteter Zöllner, wurde in seinem Wert von Jesus erkannt und berufen. Und weil er aus dem Milieu der „Zöllner und Dirnen“ kommt, weiß er richtig einzuschätzen, wie revolutionär Jesus sogar aus Letzten Erste macht. Nur nach Mattäus fügt Jesus hier noch ein Zitat aus dem Propheten Hosea ein: „Barmherzigkeit will ich, nicht Opfer“ (Mt 9,13). So lautet die griechische Übersetzung des Verses; denn zur Zeit Jesu lasen auch die Juden ihre heiligen Schriften auf griechisch. In

der heutigen ersten Lesung hörten wir ihn in der Übersetzung aus dem Hebräischen: „Liebe will ich, nicht Schlachtopfer“ (Hos 6,6).

Wie damals um den begabten Mattäus, so würde sich Jesus auch in unserer Zeit nicht nur um körperlich, sondern auch um seelisch notleidende Menschen wie um Patienten kümmern; denn oft sind sie krank, obwohl es ihnen äußerlich gut zu gehen scheint, manchmal sogar gerade weil sie gebildet oder belesen sind. Denn sie machen sich ihre eigenen Gedanken, in denen sie sich vielleicht verstricken. Vielleicht haben auch außergewöhnliche berufliche Schwierigkeiten sie zu seelisch Kranken gemacht. Jesus, der Arzt, kommt auch zu ihnen – vorausgesetzt, dass sie ihren Arzt nicht ablehnen.

Zum 11. Sonntag im Jahreskreis

(Ex 19, 2-6a / Röm 5, 6-11 / Mt 9, 36 - 10, 8)

Spätestens ein Jahrhundert nach dem Leben ihres Gründers stand in der frühen Kirche im gesamten Mittelmeerraum unbestritten fest: Über Jesus Christus berichten uns vier Evangelien, und unter ihnen steht das Mattäusevangelium immer an erster Stelle. Alle vier enthalten sowohl die Leidensgeschichte als auch die Nachricht, dass sich Jesus „die Zwölf“ ausgewählt hat (vgl. Joh 6,67.70), – beides fehlt in den späteren „apokryphen“ Evangelien, die nicht in den biblischen Kanon aufgenommen wurden.

Listen der Namen dieser Zwölf kommen außer bei den drei Synoptikern auch in der Apostelgeschichte vor. Beim Vergleich hat jede Liste ihre Besonderheiten, die wir heute besonders im Abschnitt aus dem Mattäusevangelium beachten wollen.

Nur Mattäus beginnt seine Aufzählung mit dem Wörtchen „Erster“, auf griechisch „*prôtos*“ (Mt 10,2), mit dem er Simon Petrus hervorhebt. Umgekehrt wird bei ihm, also nur im heutigen „Evangelium nach Mattäus“ ein gewisser „Mattäus“ gleich doppelt „benachteiligt“: Die Namen, die Markus und Lukas an den Stellen 7 und 8 nennen, werden umgestellt, so dass „Tomas“ vor „Mattäus“ steht, und überdies folgt nach „Mattäus“ der beschämende Zusatz „der Zöllner“.

Markus führt seine Liste nicht (wie Mt 10,2) mit einem Hinweis auf „die Namen der zwölf Apostel“ ein, sondern berichtet von Jesus – so wörtlich: „Und er machte Zwölf, damit sie mit ihm seien, und damit er sie aussende (griechisch „*apostéllo*“), um zu verkünden ...“ (Mk 3,14). Bei Markus erfahren wir auch, dass die Söhne des Zebedäus, Jakobus und Johannes, von Jesus den Beinamen „Boanärgés, das heißt Donnersöhne“ bekommen hatten (Mk 3,17).

Lukas bringt zweimal eine Namensliste, einmal im Evangelium (Lk 6,14-16) und einmal in der Apostelgeschichte. Da Judas, der Verräter, wegfällt, sind es dort nur noch elf, die „zusammen mit den Frauen und mit Maria, der Mutter Jesu, und mit seinen Brüdern“ im Obergemach beten (Apg 1,13f). Die Zwölf-Zahl soll aber wieder hergestellt, die Lücke also bald geschlossen werden. Noch vor Pfingsten wählen die Jünger an Stelle des Judas einen Mattias, von dem es dann heißt: „Und er wurde den elf Aposteln zugerechnet“ (Apg 1,26). Doch danach gibt es keine neue Zwölferliste, in der Mattias, der gewählte Ersatzmann, auftauchen würde.

Etwas ganz Unerwartetes hat sich nämlich etwa fünf Jahre nach Ostern ereignet: Jesus Christus, der erhöhte HERR griff selbst ein; er machte aus seinem Verfolger Saulus einen „Apostel Paulus“. In seinen Briefen betont Paulus oft und ausdrücklich, dass ihn Christus selbst zum Aposteldienst berufen hat, am deutlichsten wohl am Anfang des Galaterbriefs: „Paulus, zum Apostel berufen nicht von Menschen oder durch einen Menschen, sondern durch Jesus Christus und durch Gott, den Vater, der ihn von den Toten auferweckt hat“ (Gal 1,1). So kam es dazu, dass heute viele bei der Aufzählung der „Namen der zwölf Apostel“ beginnen mit „Petrus und Paulus“.

Doch mit den Begriffen „Zwölf“ und „Apostel“ ist nicht dasselbe gemeint. Beide sind grundlegend für die Struktur der Kirche Christi, und es ist fruchtbar, sie näher zu betrachten.

Der Begriff „die Zwölf“ ist das Ursprünglichere. Oben habe ich die Stelle zitiert, an der es heißt: Jesus „machte Zwölf, damit sie mit ihm seien...“ (Mk 3,14). Damit entstand eine Einheit, die schon für den „Apostel“ Paulus unantastbar war, und zu der er sich nie zählte. Der Gemeinde von Korinth schreibt er, der auferstandene HERR sei „den Zwölfen“ erschienen und erst viel später ihm, der „Missgeburt“ (1 Kor 15,5.8). Dabei spielt es für Paulus keine Rolle, dass es am Ostertag ja nur noch elf waren. Er sah offenbar „die Zwölf“ als eine feste, vom vorösterlichen Jesus geschaffene Größe. Diese „Zwölf“ führten als das Israel des „neuen Bundes“ (Jer 31,31) das Erbe der zwölf Stämme Jakobs nach Ostern weiter. Jesus wollte keine Monarchie, er wählte sich zwölf Mitarbeiter aus, denen er Vollmachten übergab: vor Ostern die Vollmacht zu heilen und zu verkünden (vgl. Mt 10,7), nach Ostern die Vollmachten Sünden zu vergeben (vgl. Joh 20,23), Nachfolger zu wählen (vgl. Apg 1,26) und zusammen mit dem heiligen Geist bindende Beschlüsse zu erlassen (vgl. Apg 15,28). Die Zwölf, die das Zwölfstämme-Volk vertreten, bringen ein demokratisches Element in die junge Kirche (der griechische Begriff für „Volk“ ist „dêmos“). Jesus sagt zu den Zwölf, die ihm nachgefolgt sind: Ihr werdet einst „auf zwölf Thronen sitzen und die zwölf Stämme Israels richten“ (Mt 19,28).

Immer bringt die Zahl zwölf Ordnung in eine diffuse Menge. Die mathematischen Vorzüge der Zahl zwölf – vor der Zahl zehn – hatten schon die Babylonier erkannt und deshalb mit zwölf gerechnet. Seither haben wir nicht nur zwölf Monate, sondern auch zwölf Stunden des Tages und 5 x 12 (oder 6 x 10) Minuten in einer Stunde. Während man 10 nur durch 2 und 5 teilen kann, kann man 12 anordnen in 2 x 2 x 3 oder in 3 x 4 oder 2 x 6 – zwölf ist die ideale Zahl, um Ordnung zu schaffen, auch im himmlischen Jerusalem.

In der Johannesoffenbarung erreicht die Zwölfersymbolik als ordnende Zahl ihren Höhepunkt. Denn das himmlische Jerusalem hat „zwölf Tore mit zwölf Engeln darauf.“ Auf die Tore sind die Namen „der zwölf Stämme der Söhne Israels geschrieben. [...] Die Mauer der Stadt hat zwölf Grundsteine, auf ihnen stehen die zwölf Namen der zwölf Apostel des Lammes“ (Offb 21,12-14).

In dem griechischen Wort „apóstolos“ (vom Verb „apostéllo – senden, schicken“) wird eine anderer Aspekt der Heilsordnung erkennbar: eine Linie, die von oben nach unten führt. Im Hinblick auf dieses Herabsenden Gottes könnte man von einer hierarchischen Ordnung sprechen. Christus betet zum Vater: „Wie du mich in die Welt gesandt hast, so habe auch ich sie in die Welt gesandt“ (Joh 17,18; ähnlich 20,21). Immer wieder geht es darum zu glauben, dass Jesus vom Vater „gesandt“ ist (z. B. Joh 5,36.38).

Beim Wort „Gesandter“ klingt auch die semitische Bedeutung des Wortes „schalíach“ an. Ein solcher „Gesandter“ hatte außerordentliche Vollmachten, etwa die, eine Heiratsurkunde im Namen seines Herrn zu unterzeichnen. Alles hängt davon ab, wer der Herr ist, der ihn „gesandt“ hat – denn er handelt nicht im eigenen Namen. So sprechen wir vom „Apostel Barnabas“, den die Ältesten von Jerusalem gesandt hatten (vgl. Apg 15,22). Doch auch Ortsgemeinden konnten Apostel (oder „Abgesandte“) schicken (2 Kor 8,23), unter denen auch Frauen sein können (vgl. Röm 16,7). Maria von Magdala gilt in der Ostkirche sogar als die „apostelgleiche“ Maria, denn sie übermittelte als erste die Osterbotschaft (vgl. Joh 20,17f).

Es wurde also deutlich: Die „Zwölf“, die Jesus ausgewählt hatte, waren alle auch „Apostel“ – doch nicht alle späteren Apostel gehörten auch zu den Zwölf, die Zahl der Apostel war viel größer. Durch die beiden Begriffe wurde die Kirche Christi vertikal und horizontal strukturiert. Gegenüber anderen Dynastien der Weltgeschichte gibt es in der Kirche noch einen dritten Faktor, der m. E. einzigartig ist: Von Anfang an bis heute gibt es „Nachfolge“ (Succession) und damit verbunden apostolische „Überlieferung“ (Tradition). Ohne das Wirken des „anderen Beistands“ (Joh 14,16) wäre das wohl unmöglich.

Staunend können wir feststellen: Großes ist aus den Anfängen aufgewachsen, aus dem kleinen Samenkorn, der Berufung und Sendung von nur zwölf Männern, die erstmals und einzig vor der Namensliste nach Mattäus mit den beiden bedeutungsvollen, nur bei ihm nebeneinander gestellten Worten bezeichnet werden als die „Zwölf Apostel“.

Zum 12. Sonntag im Jahreskreis

(Jer 20,10-13 / Mt 10,26-33)

Im Jahr 2014, als dieser Text geschrieben wurde, begannen mit diesem 12. Sonntag wieder die „Sonntage im Jahreskreis". Unterbrochen wird der Jahreskreis jeweils von den „geprägten Zeiten" des Weihnachts- und Osterfestkreises, und je nach Ostertermin fallen dabei einige Sonntage aus. Im Lesejahr A erfolgt nun eine Rückkehr zu dem Evangelisten Mattäus zurück, dem das Lesejahr gewidmet ist und mit dem im Advent begonnen wurde (1. Advent: Mt 24,29-44).

Jedes unserer vier Evangelien enthält eine „eigene Welt", auf Mattäus gehe ich nun näher ein: Wie alle Schriften des Neuen Testaments ist auch dieses Evangelium ursprünglich griechisch geschrieben; es ist also keine Übersetzung einer semitischen Vorlage, wie man früher annahm. Das Besondere ist: Bei Mattäus sind die Empfänger Juden, die Hebräischkenntnisse haben (vgl. Mt 1,21). Mattäus ist selbst Jude und schreibt für Juden, allerdings nicht für Juden, denen die Tora das Höchste ist, sondern für jene, denen Jesus die Erfüllung des mosaischen Gesetzes geworden ist. Mattäus schreibt also für „Jesus-Juden", und sein Urteil über die „Tora-Juden" ist recht hart, nur Mattäus überliefert ihren Ruf: „Sein Blut komme über uns und unsere Kinder" (Mt 27,25). Zugleich ist Mattäus von einer großen Liebe zu den heiligen Schriften seines Volkes durchdrungen. Da er sie so gut kennt, entdeckt er immer wieder neu, was da alles „in Erfüllung" geht. So kam es, dass er sein Werk äußerlich an die fünf Bücher des Mose, an den Pentateuch, anglich. Da in neutestamentlicher Zeit keine fettgedruckten Überschriften möglich waren, musste ein Schriftsteller, der seinen Text gliedern wollte, durch die Wiederholung von formelhaften Sätzen die Abschnitte erkennbar machen. So hebt Mattäus fünf Reden Jesu klar hervor, indem er fünfmal mit der Formel endet, die, wörtlich übersetzt, immer so lautet: „Und es geschah, als Jesus beendet hatte..." („Kai egéneto hóte etélesen ho Jäsous ..."). Erstmals lesen wir diese Formel am Ende der Bergpredigt (Mt 7,28), dann am Ende der Aussendungsrede (Mt 11,1), am Ende der Gleichnisrede (Mt 13,53), am Ende der Kirchenrede (Mt 19,1) und schließlich am Ende der Endzeitrede (Mt 28,1).

Unser heutiges Evangelium ist ein Abschnitt aus der Aussendungsrede. Nachdem er die Zwölf zu sich gerufen und sie mit Vollmachten ausgestattet hatte (Mt 10,1-5), „sandte Jesus diese Zwölf aus" (Mt 10,6). Dabei stellt er ihnen klar vor Augen, was auf sie zukommt: „Wie Schafe mitten unter die Wölfe sendet er sie" (Mt 10,16). Den Jüngern wird es nicht besser gehen als dem Meister. Und hier beginnt unser Leseabschnitt: „Darum fürchtet euch nicht vor ihnen", im vorzulesenden Text ist ergänzt: „... vor den Menschen!" (Mt 10,26).

Diese eher allgemein formulierte Warnung vor Menschenfurcht wird „illustriert" oder „interpretiert" durch die erste Lesung aus dem Alten Testament. Dieser Text ist sehr persönlich, sehr subjektiv abgefasst, obwohl er etwa 600 Jahre vor den Worten Jesu an die Apostel niedergeschrieben wurde. Er lässt miterleben, was Menschenfurcht ist. Die Lesung beginnt damit, dass der Prophet Jeremia meint in seiner Umgebung das feindselige „Flüstern" zu hören (Jer 20,10). Jetzt wird ihm klar, was es bedeutet, beauftragt worden zu sein: „Du hast mich betört, o Herr, und ich ließ mich betören; du hast mich gepackt und überwältigt" (Jer 20,7). Der Priester (!) Paschhur hatte Jeremia wegen seiner prophetischen Worte schlagen lassen, ihn eingekerkert und in den Block gespannt. Trotzdem wiederholt Jeremia am folgenden Tag die Worte des „Grauens ringsum" (oder des „Schreckens ringsum": im Hebräischen ein Wortspiel mit dem Namen „Paschhur" und zugleich eine Voraussage der Belagerungsschrecken durch Babel, vgl. Jer 20,3). In dieser feindlichen Umgebung, oder wie ein Schaf „mitten unter den Wölfen" ringt Jeremia innerlich mit dem Herrn. Im Vers, der nach unserem Abschnitt folgt, ruft er aus: „Verflucht der Tag, an dem ich geboren wurde" (Jer 20,14).

Menschenfurcht hatten also auch die Apostel und die Propheten, von denen wir das eigentlich gar nicht erwarten. Doch solches Gewahrwerden der eigenen Schwäche kann durch das Wirken des Herrn sogar im tiefsten Dunkel Freude aufleuchten lassen; denn ich brauche mich ja gar nicht zu fürchten, der Herr ist ja da. Unsere Lesung schließt mit den Worten: „Singt dem Herrn!" (Jer 20,13). Und im Evangelium versichert uns Jesus, wir seien viel mehr wert als ein paar Spatzen. „Fürchtet euch also nicht!" (Mt 10,31).

In Europa leben wir nicht in einer Christenverfolgung. Trotzdem kennen auch wir die Menschenfurcht. So kann es beispielsweise schon schwierig sein sich in einer Umgebung, der Frömmigkeit gleichgültig ist oder die sich sogar darüber lustig macht, für eine Stunde zu entschuldigen, um am „Tag des Herrn“ (Offb 1,10) teilzunehmen am „Herrenmahl“ (1 Kor 11,20). Doch wer so etwas geschafft hat, wird vielleicht auch spüren: „Der Herr steht mir bei wie ein gewaltiger Held“ (Jer 20,11). Oder anders ausgedrückt: „Da ist ja einer, der mich festhält“ – nämlich der „Ich-bin-da“ (vgl. Ex 3,14).

Zum 13. Sonntag im Jahreskreis (2014: Hochfest Peter und Paul)

(Apg 12,1-11 / Mt 16,13-19)

Für den 13. Sonntag im Lesejahr A ist als Evangelientext eine Fortsetzung der Aussendungsrede vorgesehen, aus der schon am 12. Sonntag ein Abschnitt vorgelesen wurde (Mt 10,37-42). Gleich im ersten Satz erklärt Jesus den Zwölfen: „Wer Vater oder Mutter mehr liebt als mich, ist meiner nicht würdig.“ Und kurz danach: „Und wer nicht sein Kreuz auf sich nimmt und mir nachfolgt, ist meiner nicht würdig“ (Mt 10,37f). Im Jahr 2014 (in dem dieser Text geschrieben wurde) wurden die Texte des 13. Sonntags im Jahreskreis eigentlich verdrängt von jenen des Hochfests Peter und Paul, das in vielen Gemeinden übrigens auch dann gefeiert wird, wenn es nicht direkt auf den Sonntag fällt. In den folgenden Überlegungen wird deshalb beides verbunden; Ausgangspunkt sind die Texte des 13. Sonntags, dann wird am Beispiel der Apostel aufgezeigt, wie die Nachfolge Jesu konkret aussehen kann.

Im Grunde ist es bereits erstaunlich, dass wir Petrus und Paulus gemeinsam feiern, obwohl sie im ganzen Neuen Testament nirgends als Freundespaar geschildert werden – eher im Gegenteil. Doch beginnen wir bei der ersten Lesung aus der Apostelgeschichte, in der wir heute hören, wie Petrus auf wunderbare Weise aus dem Kerker befreit wurde (vgl. Apg 12,11). Der Text beginnt mit der Hinrichtung des Apostels Jakobus durch König Herodes Agrippa (vgl. Apg 12,2). Da Herodes bis 44 n.Chr. regierte, muss sie vorher stattgefunden haben, ist also ein gut datierbares Ereignis. Zweifellos wollte Herodes damals den führenden Kopf der Jesus-Anhänger beseitigen – und der war in seinen Augen nicht der Simon mit dem Beinamen Kefas, sondern der Sohn des Zebedäus. Doch sein Tod wird nur mit einem einzigen kurzen Satz erwähnt – so wie zuvor bereits die Enthauptung Johannes des Täufers im Kerker keinerlei Eingreifen des Herrn ausgelöst hatte. An den Beispielen von Johannes dem Täufer und Jakobus sehen wir: „Nachfolge“ kann bedeuten einfach vergessen zu werden. Das innerlich zu bejahen ist schwer.

Statt des Jakobus wird also ein anderer, der Hitzkopf Simon Petrus, auf wunderbare Weise aus dem Kerker befreit (vgl. Apg 12,11). Wie sieht die Nachfolge in seinem Leben aus? Immer wieder macht Petrus vollmundige Versprechungen, etwa, lieber zu sterben, als den Herrn zu verleugnen (Mk 14,27 31). Auch in der Apostelgeschichte lesen wir kurz vor der heutigen Stelle, wie selbstgerecht er geantwortet hatte, als ihm in einer Vision unreine Tiere vorgelegt wurden, und der Herr ihn aufforderte von ihnen zu essen: „Niemals, Herr! Noch nie habe ich etwas Unheiliges und Unreines gegessen“ (Apg 10,14). Doch unmittelbar danach sollte er „unreine“ Heiden in die Kirche aufnehmen: Zunächst geht es in seinem Leben also offensichtlich nicht um große, „heroische“ Taten, wie er selbst sie sich wohl vorgestellt hatte.

Als dann das Zusammenleben mit getauften Heiden innerkirchliche Schwierigkeiten bereitete, kam es in Antiochia am Orontes zum Streit zwischen Petrus und dem neubekehrten Heißsporn Paulus. Dieser schildert das rückblickend so: „Als aber Kefas nach Antiochia gekommen war, bin ich ihm offen entgegengetreten“ (Gal 2,11). Wir hören nichts davon, dass Petrus dem Paulus gegenüber auf seine Führungsrolle oder auf seinen Hirtenauftrag gepocht hätte. Petrus hat sich offensichtlich so zurückhaltend benommen, dass die Kirche in den nächsten Jahren nicht in eine Petrus- und eine Paulus-Kirche zerbrochen ist. Je mehr ich darüber nachdenke, umso erstaunlicher erscheint mir das – wie groß diese Gefahr war, geht etwa aus den Spaltungen in Korinth hervor, von denen der 1. Korintherbrief (1 Kor 1,12) berichtet.

Auch der Apostel Paulus pochte da nicht auf seine leitende Stellung in den von ihm gegründeten Gemeinden, und mit seinem großen Brief an die Kirche in Rom, die er ja nicht gegründet hatte, geht er einen großen und keineswegs selbstverständlichen Schritt auf diese Gemeinde zu, wenn er betont, er sei überzeugt, dass die Brüder in Rom auch „selbst imstande (seien), einander zurechtzuweisen“ (Röm 15,14).

Obwohl also Petrus und Paulus in vielem gegensätzlicher Meinung und wohl alles andere als Freunde waren, muss doch eine ganz grundsätzliche Aussöhnung stattgefunden haben. Von einer schriftlichen Antwort der Gemeinde Roms auf den „Römerbrief“ des Paulus wissen wir nichts. Doch als drei Jahre später, im Frühjahr 60 n.Chr. in Rom bekannt wird, dass Paulus als Gefangener in Unteritalien an Land gegangen ist, macht sich eine Gruppe aus der römischen Gemeinde auf den Weg zu einem etwa einwöchigen Unternehmen, um ihn schon „in Forum Appii und Tres Tabernae“ zu erwarten und schon dort willkommen zu heißen (Apg 28,15). Dann folgt die Bemerkung: „Als Paulus sie sah, dankte er Gott und fasste Mut.“ Ein altes Mosaik in Palermo stellt das so dar: Auf der Via Appia umarmen sich Petrus und Paulus. Auch wenn Petrus im Text nicht erwähnt ist der Sache nach gibt das wohl richtig wieder, was sich damals abgespielt haben muss: Beide Männer müssen sehr viel von ihren eigenen Plänen, von ihrem Ich, aufgegeben haben. Später ertrugen sie beide unter Kaiser Nero in Rom „wegen Eifersucht und Neid“ Verfolgung und Kampf bis zum Tod (so schon Ende 1. Jh. im Klemens-Brief 5,2).

Jesus nachzufolgen bedeutet zu lernen von dem vorausgehenden Meister. Und der sagte von sich, seine Speise sei es den Willen dessen zu tun, der ihn gesandt hat (vgl. Joh 4,34). So leicht denken wir bei Nachfolge und Kreuztragen an eigene Leistungen zu denen man „sich anstrengt“. Doch die Apostel mussten vor allem lernen verfügbar zu sein für Unerwartetes (vgl. Joh 21,18).

Zum 14. Sonntag im Jahreskreis

(Sach 9,9-10 / Mt 11,25-30)

Lebendig ist mir in Erinnerung, wie in unserer Arbeitsgruppe aus katholischen und evangelischen Theologen, die – als Folge des Zweiten Vatikanischen Konzils – zwischen 1962 und 1972 die sog. „Einheitsübersetzung“ erstellte, bei der Arbeit am heutigen Abschnitt aus dem Mattäusevangelium die Meinungen auseinander gingen. Dabei ging es um den Satz, der jetzt so lautet: „denn ich bin gütig und von Herzen demütig“ (Mt 11,29). Das „gütig“ war das umstrittene Wort. In früheren Übersetzungen stand da meist: „denn ich bin sanftmütig und demütig von Herzen“. Die lateinische Übersetzung, die vielleicht der eine oder andere noch im Ohr hat, lautete: „quia mitis sum et humilis corde“. Unsere damaligen Meinungsverschiedenheiten waren nicht nur philologisch bedingt, sondern auch abhängig vom Zeitgeschmack oder von den Vorstellungen über das christliche Menschenbild. Wollen wir noch „sanftmütig und demütig“ sein? Im griechischen Text stehen dafür die beiden Adjektive „praýs“ und „tapeinós“.

Als Verständnishilfe zum Evangelium hat die Theologen-Kommission, die zu jedem Sonntagsevangelium einen passenden Text aus dem Alten Testament suchte, den Propheten Sacharja als erste Lesung ausgewählt: Jerusalem soll jubeln; denn der endzeitliche König kommt: „Er ist demütig und reitet auf einem Esel“ (Sach 9,9). Das Wort „'ani“ [mit den drei Konsonanten Ain, Nun, Jota] aus dem hebräischen Originaltext hilft uns an dieser Stelle leider nicht weiter, weil es außer „demütig“ noch mehrere andere Bedeutungen haben kann, wie „arm“ oder „niedrig“. Und in der griechischen Übersetzung des alttestamentlichen Textes finden wir für „demütig“ eben jenes selbe Wort „praýs“, das im heutigen Evangelium mit „gütig“ übersetzt ist. Was also bedeutet das griechische „praýs“? Im ganzen NT kommt dieses Wort nur viermal vor – und jedes Mal wird es in der Einheitsübersetzung anders übersetzt. An unserer Stelle wird „praýs“ mit „gütig“ wiedergegeben (Mt 11,29), beim Einzug am Palmsonntag im oben genannten Sacharja-Zitat mit „friedfertig“ (Mt 21,5 bezieht sich zwar auf Sach 9,9, doch jetzt ist die Stelle interessanterweise anders übersetzt!), im Petrusbrief mit „sanft“: Die Frauen sollen sich schmücken mit einem „sanften und ruhigen Wesen“ (1 Petr 3,4). Und schließ-

lich noch die Stelle in der Bergpredigt Mt 5,5. Sie lautet in der im Auftrag des Rates der EKD revidierten Übersetzung von Martin Luther (1975): „Selig die Sanftmütigen“; in der Einheitsübersetzung: „Selig, die keine Gewalt anwenden.“ Und im Wörterbuch finden wir für „praýs“: „sanftmütig, freundlich, milde“ (W. Bauer, 1988).

(Allein diese Beobachtung zeigt uns übrigens: Nicht durch die Schreibfehler der ersten Jahrhunderte ist unser Bibeltext unsicher geworden, sondern viel mehr durch die oft recht freien Übersetzungen.)

Kehren wir zurück zu der für uns entscheidenden Frage: Was ist jene Eigenschaft, die wir von Jesus lernen sollen? Und wie können wir sie richtig verstehen? – Jesus selbst ist zu uns sicher „gütig“ gewesen. Doch werden wir an dieser Stelle wirklich ermahnt, gütig zu sein? Geht es im morgigen Text um eine Ermahnung zur Nächstenliebe? Wie wir gesehen haben, bedeutet „praýs“ eher ein ruhiges Sein als ein Handeln. Doch offensichtlich gibt es keine eindeutige, auf Anhieb einleuchtende Übersetzung dieses mehrdeutigen Wortes. Hier hilft uns weiter, dass an dieser Stelle noch eine zweite Eigenschaft Jesu genannt wird: „… und von Herzen demütig“. Denn das Wörtchen „und“ hat in den biblischen Sprachen sehr oft die Bedeutung von „sogar“, „oder“, „das heißt“, „mit anderen Worten“, ist also hier eine Art Interpretation des vorangegangenen Adjektivs.

Damit rückt das Wort „demütig“ in den Mittelpunkt – und so wird nun eine andere Frage viel schwieriger, die ich oben schon einmal angesprochen habe: Will ich überhaupt so „demütig“ sein? Ist das noch zeitgemäß? Mir hat beim Verständnis sehr geholfen, was ich öfters von Psychologen hörte: Sie ermutigen ihre Patienten dazu, doch ehrlich zu sein, keine Maske aufzusetzen, sich weniger zu schämen über Fehler – oder vermeintliche Fehler – als vielmehr sich ehrlich zu freuen über ihre wertvolle, je besondere Eigenart, die kein anderer besitzt. Genau darum geht es auch beim Wort „demütig“. Wir brauchen nur ehrlich zuzugeben, dass wir Geschöpfe sind, die alles Gute geschenkt bekamen. Oder anders ausgedrückt: Diese Haltung, die uns Jesus vorgelebt hat, ist das absolute Gegenteil zu allem überheblichen und dadurch unehrlichen Stolz. Vom Stolz aber wird sinngemäß an vielen Stellen der heiligen Schriften ausgesagt: „Gott widersteht den Stolzen, den Demütigen aber schenkt er seine Gnade“ (vgl. Spr 3,34; Jak 4,6; 1 Petr 5,5).

Viel ehrliche Sonntagsfreude!

Zum 15. Sonntag im Jahreskreis

(Jes 55,10-11 / Mt 13,1-23)

An den nächsten drei Sonntagen werden wir jeweils Abschnitte aus der „Gleichnisrede“, dem 13. Kapitel des Mattäusevangeliums, hören. Sieben Gleichnisse Jesu über das „Himmelreich“ sind darin zusammengestellt. Da das Lehren Jesu in Gleichnissen schon damals überraschend war (vgl. Mt 13,34), möchte ich mit einigen für alle Gleichnisse gültigen Gedanken beginnen. Erst danach gehe ich auf das morgige Evangelium vom Sämann ein.

Warum belehrt uns Jesus über das „Himmelreich“ oder, wie es andere Evangelisten nennen, "Gottesreich" mit Hilfe von Schilderungen, die auf den ersten Blick ganz einfach klingen und sich dann als so schwierig erweisen? Jesu einfache Art des Lehrens wird noch erstaunlicher, wenn wir uns bewusst machen, dass mit diesem „Himmelreich“ kein „Ort“ gemeint ist – und auch nichts, was (wie manche vielleicht denken) erst nach dem Ende unseres irdischen Lebens beginnt –, sondern jene lebendige Wirklichkeit, für die unser Wort „Gott“ nur eine Chiffre ist.

Als irdische, begrenzte Menschen können wir grenzenlose Dinge nicht erfassen und noch weniger direkt aussagen. Das beginnt schon bei den uns so geläufigen Aussagen, wie Gott sei Vater, Christus sei Sohn, wir seien in der Taufe neu geboren worden – alles ist bildlich ausgesagt – und damit nicht für alle ohne weiteres verständlich (vgl. Mt 13,10-12).

Die großen Kirchenväter, die im vierten Jahrhundert in Kappadozien wirkten, Basilius d. Gr., Gregor von Nyssa und Gregor von Nazianz, waren von der unaussprechbaren Größe Gottes so überwältigt,

dass sie nur aussagen wollten, was Gott nicht ist: Er ist nicht messbar, nicht zählbar, nicht fassbar, er ist unendlich, unbegreiflich, unergründbar, unerforschlich und vieles andere.

Trotzdem brauchen wir nicht zu sagen: „Wir wissen überhaupt nichts von Gott." Denn es ist zwar optimistisch, aber nicht unvernünftig, anzunehmen, dass die Werke, die ein unendlicher Geist geschaffen hat, etwas erkennen lassen über diesen Schöpfer. Die Theologen sprechen bei dieser Sicht der göttlichen Geheimnisse im Licht der irdischen Dinge von einer Analogie oder „analogia entis".

Jesus war genial in dieser Kunst mit einfachsten Mitteln Größtes zu erklären. Er wählte dazu nicht Einzelbilder, sondern erzählte den Ablauf von sich entwickelnden Ereignissen, er schilderte in „Gleichnissen".

Wie außergewöhnlich diese Gleichnisse sind, wird deutlich, wenn ich mir die Frage stelle: „Wie würde ich einem Nichtchristen erklären, was ich unter 'Himmel-reich' verstehe?" Angenommen ich sage ihm: Wichtig ist der zweite Teil dieses Wortes, also das göttliche oder himmlische „Reich"; denn das entspricht dem griechischen Wort „basiléia", das eigentlich „Königreich" oder „Königsherrschaft" bedeutet. Er wird dann vielleicht nicht mehr an Engel, dafür aber an Königskronen oder an die Organisationsformen irdischer Staaten denken. Weiterhin versucht er aber, sich an etwas Irdischem zu orientieren, das er an sich verstehen kann. Weiterhin rechnet er mit etwas, was für Menschen fassbar ist – doch Gottes Wirklichkeit ist nicht erfassbar. Seine Gedanken sind auch nicht wie unsere Gedanken (vgl. Jes 55,8f, nur zwei Verse vor dem Beginn der morgigen ersten Lesung).

Mein angenommener Erklärungsversuch war erfolglos – sehen wir uns nun an, wie Jesus im morgigen Gleichnis vorgeht.

Acker im Bergland bei Samaria am 10. Dezember 1977: In den noch erkennbaren Furchen, die der Holzpflug zog, keimt schon die Saat, die auf guten Boden fiel. Zwischen Unkraut und Dornen (oben rechts) oder auf felsigem Boden (unten) wird der Same nicht aufgehen können (Foto: Benedikt Schwank).

Jesus stellt uns zuerst das einfache Bild eines Sämanns vor Augen, der aufs Feld geht. Dabei dürfen wir nicht an einen frisch umgepflügten deutschen Acker denken. Im Bergland von Judäa liegt nur wenig Erde über dem Felsengrund. An vielen Stellen ragt der felsige Untergrund heraus. Die mit Erde bedeckten Flächen sind nicht rechteckig, sondern eher so, wie die Schneeflecken, die wir vom Ende des Winters her kennen. Natürlich wächst überall Unkraut, und aus den Felsenecken sind die Dornen nicht auszurotten. Auf diesen Untergrund wirft der Sämann seinen Samen. Die Körner können sich nicht auswählen, wohin sie geworfen werden.

Jesus schildert zwar ein einfaches Geschehen, doch mit der Wirklichkeit des bäuerlichen Alltags stimmt es nicht voll überein. Hat er vergessen, dass nach dem Säen die Saatkörner doch mit dem Holzpflug in die Erde zu bringen waren? Und merkt er nicht, dass die von ihm genannten Ertragszahlen recht unrealistisch sind (vgl. Mt 13,8)? Es ist nicht überraschend, dass Jesus von seiner Umgebung anscheinend nicht verstanden wurde (vgl. Mt 13,10) - oder zumindest wurde nicht verstanden, was das mit dem Himmelreich zu tun hat. Die zuhörenden Bauern merken: Jesus will ihnen etwas anderes mitteilen als Anweisungen für den Ackerbau. Aber was?

Die scheinbar so einfache Schilderung enthält Rätselhaftes, mit menschlicher Logik nicht Verständ-

liches. Die Jünger fragen sogar ganz direkt: „Warum redest du zu ihnen in Gleichnissen?“ (Mt 13,10). Jesus macht sie zunächst darauf aufmerksam, dass sie selbst bevorzugt sind. Sie wachsen als seine Jünger gleichsam auf dem guten Boden auf (vgl. Mt 13,11-12.16-17). Andere dagegen werden – unserem menschlichen Verständnis nach – vernachlässigt. Und im Hinblick auf sie bezieht sich Jesus auf die für uns so schwer annehmbaren Sätze aus dem Propheten Jesaja; er rede bewusst in Gleichnissen zu ihnen. Denn „als Hörende werden sie nicht hören und nicht verstehen“ (so wörtlich Mt 13,13; ähnlich Mk 4.12; Lk 8,10; noch stärker Joh 12,40). Schon für die Urkirche war das große Problem: Warum wird das Wort des Herrn nicht aufgenommen? Von Anfang an war es schwer anzunehmen, dass Gottes Gnade nichts Selbstverständliches ist. Der eine wird überschüttet, der andere geht leer aus. Niemand kann sagen, er hätte ein Anrecht darauf, oder das stehe ihm zu, genauso wie jedem anderen. Unser spontaner Eindruck ist: Was für eine Ungerechtigkeit!

Auch wir müssen, wie die Jünger, darauf hingewiesen werden, dass wir selbst ja unglaublich bevorzugt sind. Die Jünger dürfen hören und sehen, was den Propheten verborgen war (vgl. Mt 13,16-17). Wir werden beschenkt mit christlicher Erziehung, mit Gebeten, mit Sakramenten.

Wenn ich richtig sehe, geht es im Sämannsgleichnis vor allem darum uns das erkennen zu lassen: Gott ist ganz anders. „Denn ich bin Gott, nicht ein Mensch“, lässt ihn Hosea sagen (Hos 11.9). Auch im morgigen Gleichnis geht es um diese Wahrheit: Gott und sein Wirken – das „Reich“ Gottes – entspricht nicht unseren Vorstellungen; er kennt keine gleichmachende „Gerechtigkeit“. Im Sämannsgleichnis wird uns eine für uns Menschen kaum verständliche Form von göttlicher Allmacht nahe gebracht, die gibt, wo sie will, nicht wo es, weil „verdient“, gegeben werden müsste. Näher als mit irgendeiner Definition führt uns Jesus mit seinem Gleichnis letztlich zum Geheimnis seines Kommens. Wir ahnen, um was es eigentlich geht bei dieser so ganz anderen „Königsherrschaft“.

Ob wir trotzdem noch den Mut haben zu beten: „Dein Reich, deine ‚basiléia‘, komme“? Wenn wir es bewusst tun, werden wir dabei wohl einsehen, dass wir kaum zu denen gehören, die „hundertfach Frucht bringen“ (Mt 13,23). Und trotzdem wünsche ich uns, dass wir weiterbeten können: „Dein Wille geschehe, wie im Himmel, so auf Erden!“ (Mt 6,10).

Zum 16. Sonntag im Jahreskreis

(Weish 12,13.16-19 / Mt 13,24-43)

Auf das große Sämannsgleichnis des letzten Sonntags folgen heute drei kürzere Gleichnisse: Vom Unkraut, vom Senfkorn und vom Sauerteig. Auch von ihnen gilt: Gott und sein Wirken, seine Königsherrschaft, ist für uns Menschen letztlich unbegreifbar. Doch in Bildern und Gleichnissen dürfen wir zusammen mit den Jüngern „die Geheimnisse des Himmelreichs erkennen“ (Mt 13,11).

Die Schwierigkeiten der heutigen drei Gleichnisse liegen weniger im Wortlaut, eher fällt uns schwer diese Bilder mit konkreten Ereignissen in unserem Leben zu verbinden, schon gar nicht in unserer europäischen Umwelt im 21. Jahrhundert. Ich möchte deshalb die Gleichnisse zunächst in Verbindung bringen mit Szenen aus dem Johannesevangelium und schließlich mit unserem Leben heute. Das Johannesevangelium enthält zwar keine Gleichnisse. Doch wir erleben dort Situationen, die auf andere Weise das „Himmelreich“, das Wirken Gottes unter uns spiegeln. So sind sie in gewisser Weise eine „Illustration“ der oft wenig greifbar scheinenden Gleichnisse – und zugleich sehen wir im Licht der Gleichnisse, dass auch die ganz konkret geschilderten Begebenheiten des Johannesevangeliums allgemeingültiger gelesen werden können: Beide geben uns Anregungen selbst zu merken, wo und wie der Herr still unter uns wirkt.

Zuerst zu dem Unkraut zwischen dem Weizen, das auf Anordnung des Gutsherrn nicht ausgejätet wird. Nicht nur wir würden es wohl ausreißen, auch die Knechte im Gleichnis schlagen das vor. Jesus, der jahrelang von morgens bis abends zusammen mit seinen Jüngern lebte, war anderer Gesinnung. Unter den Zwölfen ist auch Judas, der ihn verraten sollte. Im Apostelkreis weiß jeder, dass er von der Gemeinschaftskasse Geld veruntreut (vgl. Joh 12,6). Wir Menschen würden „vernünftigerweise“ eingreifen. Gott jedoch lässt es zur irdischen Katastrophe kommen – durch die wir letztlich erlöst

werden. In unserer eigenen Umgebung – und in uns selbst – werden wir auch genug Unkraut finden. Und wie gerne würden wir es ausrotten. Doch manchmal wird Geduld – mit anderen und auch mit uns selbst – mehr dem Willen Gottes entsprechen.

Im Gleichnis vom Senfkorn geht es um den kleinen, unscheinbaren Anfang. Aus ihm entwickelt sich ganz unerwartet Großes. In der Umgebung Jesu können wir an den Pharisäer Nikodemus denken, in dessen Seele etwas Kleines zu wachsen beginnt. Zuerst kommt er nur heimlich in der Nacht bei Jesus vorbei (vgl. Joh 3,2). Von irgendeiner Art von Bekehrung hören wir noch nichts. Doch ein „Senfkorn" keimt. Nikodemus hat ein Gespür bekommen für Recht und Wahrheit und verteidigt wenig später den zu Unrecht beschuldigten Jesus (vgl. Joh 7,50-52). Und nach dessen Tod ist er innerlich so gewachsen, dass er sich zusammen mit Josef von Arimatäa zu diesem Hingerichteten bekennt und seinen Leichnam salbt (vgl. Joh 19,39). Ich meine, da wird etwas erkennbar von jener so ganz anderen Königsherrschaft Gottes, die bei Mattäus „Himmelreich" heißt. Auch in unserem Leben gibt es solche wachsenden Senfkörner, etwa eine Veranlagung zum Guten, die gefördert wurde. In uns ist etwas so erstarkt, dass andere sich daran anlehnen können oder darin eine Heimat finden, so wie die Vögel in dem Baum, von dem das Gleichnis berichtet.

Im dritten Gleichnis, das nur einen einzigen Vers umfasst, wird durch den Sauerteig, den eine Frau untermischt, eine große Menge Mehl durchsäuert – ein Verfahren, das im Prinzip bis heute angewendet wird. Auch dazu ein Beispiel aus dem Johannesevangelium: Am Jakobsbrunnen bittet Jesus eine Frau aus Samaria: „Gib mir zu trinken!" (Joh 4,7). Sie merkt, dass sie es da mit einem Propheten zu tun hat und eilt in die Stadt mit ihrer Neuigkeit (vgl. Joh 4,19.28). Die Einwohner laden Jesus ein zu bleiben und erkennen jetzt selbst: „Er ist wirklich der Retter der Welt" (Joh 4,42). Monate später hat der „Sauerteig" schon so gewirkt, dass Philippus in diesem doch von den Juden eigentlich verachteten Samaria offene Ohren findet, als er das Gottesreich verkündet (vgl. Apg 8,5.12), und nach ihm kommen die Apostel Petrus und Johannes, um in dieser Hauptstadt, die als erste gläubig wurde, den Heiligen Geist zu spenden (vgl. Apg 8,14).

Überblicken wir die vier bisher gehörten Gleichnisse des 13. Kapitels des Mattäusevangeliums (und auch die drei, die am kommenden Sonntag noch folgen), so drängt sich die Frage auf: Unter welchem Gesichtspunkt stellt der Evangelist so verschiedene Bilder nebeneinander und sagt von allen, sie seien dem Himmelreich ähnlich? Spielt er auf die Kirche an, da Petrus die „Schlüssel des Himmelreichs" erhält (Mt 16,19)? Doch „Himmelreich" und „Kirche" sind sicher nicht dasselbe. Die Kirche ist nichts Ewiges, sondern endet mit der Wiederkunft Jesu. „Himmelreich" dagegen meint die Königsherrschaft Gottes, die bereits in unserer Welt begonnen hat und doch ewig ist. Sein Reich ist dort, wo er nach seinen zugleich starken und liebenden Plänen, die wir nie überprüfen können, souverän waltet – auch wenn uns der Wille Gottes oft schwer verständlich erscheint. Für alle sieben Gleichnisse vom Himmelreich gilt der Satz, mit dem morgen die erste Lesung beginnt: „Denn es gibt keinen Gott außer dir, der für alles Sorge trägt; daher brauchst du nicht zu beweisen, dass du gerecht geurteilt hast" (Weish 12,13).

Zum 17. Sonntag im Jahreskreis

(1 Kön 3,5.7-9 / Mt 13,44-53)

Je genauer ich in den vergangenen Jahrzehnten den Vorderen Orient kennen lernte, desto häufiger stellte ich fest, dass die Gleichnisse Jesu nicht einfach aufmerksam schildern, „wie man es macht". Zwar wirken sie zunächst wie vertraute, gut beobachtete Begebenheiten. Doch dann entdeckt man in ihnen auch unrealistische Angaben, und auf sie besonders zu achten lohnt sich sehr. Als Regel hat sich bewährt: „Wenn unrealistisch, dann besonders wichtig!" An den drei Gleichnissen des morgigen 17. Sonntags im Jahreskreis lässt sich das besonders gut ablesen.

Im ersten Gleichnis wird das Himmelreich mit einem Schatz verglichen, der in einem Acker verborgen sei – und bei genauerem Hinsehen erweist sich hier der Acker als sehr unwahrscheinlich. Tatsächlich wurden bei Ausgrabungen Schätze gefunden. Doch ich kenne keinen Fall, in dem ein Schatz auf offe-

nem Feld, in einem Acker, vergraben war. Die bisherigen Fundstellen sind alle innerhalb von Gebäuden, wo der einstige Besitzer unbeobachtet seine Behälter mit Münzen unter einer Bodenplatte oder einer Treppenstufe verbergen konnte. Wer wird auch, wenn er etwas heimlich verstecken will, nachts aufs freie Feld gehen, zumal die Nächte im Orient nie stockdunkel sind? Doch es gibt noch weitere „Ungereimtheiten" in diesem Gleichnis: Ein Mann macht sich – offensichtlich ohne Erlaubnis – auf einem Acker zu schaffen und „entdeckt" dort (zufällig?) einen verborgenen Schatz, nimmt ihn aber nicht an sich, sondern gräbt ihn wieder ein (vgl. Mt 13,44). Und „voll Freude" verkauft er all seinen Besitz, um – nicht den Schatz, sondern den Acker erwerben zu können. Verschweigt er dabei dem Besitzer des Ackers, warum er unbedingt kaufen möchte? Jedenfalls ist klar: Dem Mann geht es um den Schatz, nicht um den Acker. Wenn nun im Gleichnis trotzdem der Acker so stark hervorgehoben wird, soll damit aufmerksam gemacht werden auf etwas anderes, das auch wichtig ist. Mir scheint, die Betonung des Ackers will uns darauf hinweisen, dass wir manches „in Kauf nehmen" müssen, wenn wir den Schatz des Himmelreichs „erwerben" wollen. Jesus selbst ertrug die Jünger, die ihn oft so wenig verstanden, für uns ist der Acker vielleicht unsere Kirche.

Das zweite Gleichnis zielt ohne Umschweife auf das Kaufobjekt, die wertvolle „Perle", auf griechisch „margarítäs", der „Margarit". Doch auch dieses Gleichnis ist weithin unrealistisch, denn nun hören wir, ein Kaufmann habe alles verkauft, um diese Kostbarkeit zu erwerben. Das würde aber bedeuten, dass der Kaufmann seinen Beruf aufgibt – denn nun hat er ja kein Geld mehr für den Handel, und weiterverkaufen will er die Perle doch offensichtlich nicht. Jesus schildert also keinen alltäglichen Kaufmann und keinen normalen Perlenhandel. Doch gerade das Unrealistische ist das Wichtigste. Für Jesus selbst war dieser Margarit vielleicht der Wille des Vaters (vgl. Joh 4,34; 5,30). Für die Apostel und für unzählige Märtyrer und Heilige war es Christus (vgl. Phil 1,21) und ein Leben, das ganz ihm gehört.

Das dritte Gleichnis ist zugleich das letzte der sieben Himmelreich-Gleichnisse, danach schließt der Evangelist ausdrücklich die Gleichnisrede ab (vgl. Mt 13,53). Zuerst wird realistisch geschildert, wie ein Schleppnetz eingeholt wird. Doch unrealistisch wird es beim Verlesen des Fangs. Leider kann das nur der Leser des griechischen Originaltextes erkennen: Während es im Deutschen heißt, dass zwischen „guten" und „schlechten" Fischen unterschieden wurde, ist im Griechischen von den „faulen" Fischen (griech. „saprós") die Rede. Doch Fische, die soeben aus dem Wasser gezogen wurden, sind noch nicht verfault. In Wirklichkeit ist es eher so, dass vieles in so einem Netz „nichts wert" ist: Krebse oder noch zu kleine Fische oder Fische ohne Schuppen, die kaum verkauft werden können, weil sie nach den jüdischen Speisegesetzen unrein sind (vgl. Lev 11,10-12). (Bei einem nächtlichen Fischfang auf dem See Gennesaret, an dem ich teilnehmen durfte, wurde mir daher ein frisch gefangener, großer Wels kostenlos abgetreten.) – Auch die im Griechischen erwähnten „faulen Fische" fallen also als unrealistisch auf. Und wieder sind gerade sie wichtig; denn sie machen darauf aufmerksam, dass es im Gleichnis nicht um ein normales Aussortieren der wertlosen Fische geht, sondern um die endgültige Bestrafung der Bösen. Dies wird auch im Schluss-Satz deutlich. Ähnlich wie im Gleichnis vom Unkraut, das wir in der vergangenen Woche hörten, heißt es hier: Zur Strafe wird alles Faule im Feuerofen verbrannt (vgl. Mt 13,50) – darum geht es in diesem Gleichnis: das Endgericht über Gut und Böse.

Nach diesem letzten Gleichnis fragt Jesus die Jünger, ob sie alles verstanden haben, und als sie bejahen, sagt er ihnen, als Schriftkundige seien sie nun „wie ein Hausherr, der aus seinem reichen Vorrat Altes und Neues hervorholt" (Mt 13,52): Ein einzelnes Gleichnis gibt keine alleingültige Antwort auf die Frage, wie im Gottesreich das Gute Bestand haben und das Böse vergehen wird. Fruchtbar wird Schriftlesung erst, wenn wir mehrere Stellen vergleichen, an denen mit anderen Worten und in anderen Bildern über dieselbe Wahrheit gelehrt wird. So finden wir beim Evangelisten Mattäus eine Schilderung des Weltgerichts (Mt 25,31-46), bei dem geschieden wird unter dem Gesichtspunkt der Nächstenliebe. Und bei Johannes sind in dem einen Fischnetz der Endzeit nur jene 153 „großen" Fische (vgl. Joh 21,11), die dem Sohn vom Vater „gegeben" sind (vgl. Joh 17,6).

Die Freude an der heiligen Schrift wächst, je tiefer wir sie ganz kennen lernen: Die Bilder ergänzen und erklären sich gegenseitig, denn aus ihnen spricht ja ein und derselbe Geist.

Zum 18. Sonntag im Jahreskreis

(Jes 55,1-3 / Mt 14,13-21)

In den Sommerwochen hören wir in allen drei Lesejahren Evangelientexte, die von einer Brotvermehrung berichten. Man könnte denken, das sei langweilig. Doch wer sich in diese Schilderungen gründlicher vertieft, entdeckt erhebliche Unterschiede, die den Vergleich spannend machen.

Insgesamt gibt es im Neuen Testament sechs Berichte über Brotvermehrungen: Markus und Mattäus erzählen zuerst von der Speisung der 5000 und danach von einer zweiten Speisung von 4000 Menschen. Lukas und Johannes berichten nur einmal von einer Speisung der 5000. Die Meinungen der Exegeten gehen auseinander. Die einen nehmen an, dass es wirklich zwei verschiedene Speisungen gab, die andern denken an nur eine wunderbare Speisung, die dann aber in zwei verschiedenen Formen weitererzählt wurde, ein sogenannter „Doppelbericht". Diese Sicht scheint auch mir richtiger zu sein.

In jedem Fall ist sicher: Hier hat sich schon vor Ostern etwas Unerhörtes ereignet, sonst hätten nicht so viele Menschen davon berichtet und es in verschiedener Form weitererzählt. Diese mündlich überlieferten Berichtformen haben die Evangelisten aufgegriffen und dann schriftlich gestaltet.

Interessant wird es, wenn wir in unserem heutigen Mattäus-Text auf das achten, was bei ihm noch fehlt, dann aber in anderen Fassungen genannt wird und uns die Brotvermehrung tiefer oder wesentlicher verstehen lässt.

Ich beginne mit dem letzten Satz, der wörtlich so lautet: „Die Essenden waren Männer, etwa 5000, ohne (oder: nicht mitgerechnet) Frauen und Kinder" (Mt 14,21). Die Wendung der Einheitsübersetzung „dazu noch Frauen und Kinder" glättet diesen harten Text. Doch für Mattäus zählten wirklich nur die Männer, genauer die beschnittenen Israeliten. Diese ganz auf judenchristliche Empfänger ausgerichtete Angabe findet sich nur bei Mattäus, sowohl hier als auch bei der Speisung der 4000 (Mt 15,37). Wer das beachtet, wird nicht gerade den heutigen Text als Vorstufe des urkirchlichen Gemeinschaftsmahls auslegen. Dafür gibt es geeignetere Fassungen des Berichts über die Brotvermehrung. (Ein Blick auf die Anfänge der Kirche zeigt: Da zählen die Frauen ganz wesentlich. Als Getaufte haben sie ihren eigenen Wert; denn die Beschneidung war bedeutungslos geworden. Mann und Frau besitzen die gleiche Würde von „Kindern Gottes" (vgl. 1 Joh 3,1f). In den Häusern von Frauen kamen Gemeinden zum Herrenmahl zusammen. Frauen werden in der Urkirche so wichtig, dass sie, wie Männer und erstmals in der Antike, gefangen genommen und ins Gefängnis geworfen werden, vgl. Apg 8,3;9,2).

Zurück zum Brotvermehrungsbericht. Die nächste Beobachtung zeigt einen echten Bezug zum Herrenmahl. Zwar hören wir morgen nur, dass Jesus sagt, die Leute sollen sich „ins Gras setzen" (Mt 14,19). Doch Gras gibt es in Palästina nur in wenigen Wochen des Jahres, im Frühjahr. Bei Markus lesen wir: Es ist „grünes Gras" (Mk 6,39), und Johannes schreibt von „viel Gras" (Joh 6,10). Auf jeden Fall fand das Ereignis im Frühjahr statt, und in diesen Frühjahrstagen ist – und damit wird der Text transparent auf Größeres – „das Pascha nahe" (Joh 6,4). Das Geschenk des Brotes wird in die Nähe des Verschenkens des eigenen Leibes in der Passion gerückt; die bei Johannes folgende Eucharistische Rede (vgl. Joh 6,51) zeigt, dass er den Text so verstanden wissen will.

Bei Mattäus hören wir morgen: Bevor Jesus das Brot brach, „sprach er den Lobpreis" (Mt 14,19). Im griechischen Text steht „eu-lógäsen" (lateinisch: „bene-dixit", deutsch früher übersetzt mit „segnete"). Doch aus dem einfachen Tischsegen wurde bald ein Danken. Die Urkirche feierte das Brotbrechen als großes Dankgebet, als Eucharistia, wie etwa der um 55 n.Chr. entstandene 1. Korintherbrief zeigt (vgl. 1 Kor 11,24). Und so lesen wir am Ende des 1. Jahrhunderts, dass Johannes die Brotvermehrung in diesem Sinn deutet. Entsprechend heißt es bei ihm dann, auch Jesus habe „gedankt" (vom griechischen Verb „eucharistéo", Joh 6,11). Bis heute danken wir dem Vater in jeder Messfeier im Namen Jesu dafür, dass er „das Werk vollenden" konnte, das ihm aufgetragen war (vgl. Joh 17,4).

Nachdem Jesus das Brot gebrochen hat, gibt er es bei Mattäus und bei den anderen beiden Synoptikern seinen Jüngern, damit sie es austeilen (Mt 14,19). Auch uns wird das eucharistische Brot von anderen ausgeteilt, doch wenn wir diesen Aspekt überbetonen, besteht vielleicht die Gefahr, dass die Rolle der Amtsträger zu wichtig genommen wird. Wer über das große Geschenk Jesu länger meditiert, wird vielleicht gewahr, dass es ja letztlich Jesus selbst ist, der sich in diesem Brot uns Menschen gibt, um ewiges Leben zu schenken. In der Brotvermehrungserzählung nach Johannes wird das durch eine kleine Änderung herausgearbeitet: Jesus übergibt die Brote nicht den Jüngern, sondern er teilt selbst die Brote aus, er gibt sich jedem von uns ganz persönlich (vgl. Joh 6,11). Er selbst gibt sich hin „für das Leben der Welt“ (Joh 6,51).

Je genauer wir die Texte lesen, die von der Brotvermehrung berichten, desto mehr erkennen wir: Das ist keineswegs immer dasselbe. Die kleinen Unterschiede bieten oft Überraschungen. Die lateinischen Kirchenschriftteller sprachen vom „ruminare“, vom „wiederkäuen“ der Wörter. Das ist für uns eher ungewohnt – doch wenn wir es versuchen, merken wir, dass gerade „hartes Brot“, wenn es lange gekaut wird, nicht nur nahrhaft ist, sondern sogar beginnt süß zu schmecken. Viele Feinheiten werden wir erst nach Jahren erspüren. Wichtiger ist, dass wir morgen innerlich Ja sagen zu dem, was Mattäus uns als Apostel und Evangelist überliefern will: Jesus hat in seiner Güte vor Ostern in Galiläa eine große Volksmenge auf uns unerklärliche, auf „wunderbare“ Weise gesättigt.

Zum 19. Sonntag im Jahreskreis

(1 Kön 19,9a.11b-13a / Mt 14,22-33)

Das Evangelium des 19. Sonntags im Jahreskreis schließt direkt an die Brotvermehrung des letzten Sonntags an. Jesus bleibt noch an dem Ort, an dem das geschah, die Jünger fahren im Boot ab, kommen aber nach stundenlangem Rudern in Seenot. Wir kennen die Erzählung: Jesus kommt „wandelnd über das Meer“ (Mt 14.25) zu ihnen, gibt sich zu erkennen und ruft den Petrus zu sich. Doch der gerät, nachdem er zunächst mutig losgegangen war, in Todesangst, als er den Wellengang sieht. Viele Maler haben diese dramatischen Ereignisse dargestellt. Die Kommission der Bibelwissenschaftler, die eine passende alttestamentliche Lesung zu diesem Sonntagsevangelium auszuwählen hatte, hätte durchaus ähnliche Notsituationen im Alten Testament finden können: Menschliche Not im Seesturm wird in Psalm 107 beschrieben (Ps 107,23-32); mehrere Propheten wurden von Angst überwältigt, als sie die Größe ihrer Aufgabe erkannten. Und auch im 19. Kapitel des Ersten Buchs der Könige, aus dem dann tatsächlich die Lesung für den heutigen Sonntag gewählt wurde, gibt es einen Abschnitt, in dem der Prophet Elija Angst bekommt, sich in der Wüste unter einen Ginsterstrauch legt und den Tod herbeisehnt (vgl. 1 Kön 19,3-4). Doch nicht diese Verse wurden ausgewählt, sondern ein anderer Text, der nicht von menschlicher Not, sondern von dem Geheimnis „Gott“ handelt. Warum erschien gerade er den Bibelexperten besonders geeignet, das heutige Evangelium aus alttestamentlicher Perspektive zu "interpretieren"?

Im Evangelium erleben wir den Herrn, der dem Meeressturm gebietet. Diesem mächtigen Gottesbild stellt die 1. Lesung eine überraschend andere Gotteserfahrung gegenüber. Nachdem Elija den Gottesberg Horeb erreicht hat, beginnt er zu berichten: „Mit leidenschaftlichem Eifer bin ich für den Herrn, den Gott der Heere eingetreten“ (1 Kön 19,10). Und mit Elija erwarten wir ein machtvolles Gotteswort nach all dem Unrecht, dem Götzendienst und den Todesdrohungen, die vorausgegangen waren. Doch es folgt eine Lehre über das Wesen des Schöpfers, auf die kein Mensch gekommen wäre. Der Herr fordert Elija auf sich auf dem Berg hinzustellen, und dann erlebt er einen Sturm, ein Erdbeben und eine Feuersbrunst. Wer je das Glück hatte die Landschaft im Zentralmassiv des Sinai zu erleben, wird besser verstehen, welche realistischen Gefahren diese Bilder veranschaulichen. Der rote Granitfelsen ist da an vielen Stellen von früheren Erdbeben wie aufgebrochen, sodass flüssige Lava in den offenen Gängen hochsteigen konnte. Von Sandstürmen sind viele Felsen grotesk geformt. Und das trockene Dorngestrüpp kann im Nu vom Feuer gefressen werden. Der schwache Mensch fühlt sich in dieser Felsenlandschaft überwältigt. Leicht wäre es hier ihm zu vermitteln, dass der Schöpfer mächtig ist. Stattdessen kommt in unserer Lesung etwas ganz anderes: Das Säuseln eines

leichten Windhauchs wird zum Symbol für Gott. Schon Jahrhunderte vor Christus wird hingewiesen auf etwas, das erst bei der Menschwerdung Gottes seinen Sinn bekommt. Das Kind von Betlehem hat nichts mit Stürmen, sondern eher mit sanfter Güte zu tun.

Die Texte dieses 19. Sonntags sind so ausgewählt, dass sie einander kontrastieren und ergänzen: Unser Gott ist zugleich der starke Schöpfer, der sich in der Wüste jedoch nicht mit einer Machtdemonstration, sondern im leisen Säuseln zeigt, und der schwache Menschensohn, der sich für uns kreuzigen ließ und doch seine göttliche Macht über Sturm und Meereswellen offenbart. Gerade dieser starke Gegensatz macht uns darauf aufmerksam, dass in beiden Texten am Schluss nicht mehr die Angst der Menschen das Wichtige ist, sondern das Staunen über unseren Herrn und Gott.

Der heutige Evangelienabschnitt schildert am Ende unrealistisch, wie sich die rudernden Jünger im engen Boot anbetend niederwerfen. Und wie immer, wenn etwas besonders unrealistisch dargestellt ist, sollen wir aufwachen; denn jetzt kommt das Wichtigste: Die Jünger erkennen das Unerhörte, die Stärke jenes scheinbar schwachen Menschen, in dem Gott gegenwärtig ist. Deshalb endet der Evangelientext mit einem Bekenntnis der Jünger (das übrigens in den Parallelberichten der anderen Evangelien fehlt). Stellvertretend für uns alle bekennen sie von Jesus: „Wahrhaftig, du bist Gottes Sohn“ (Mt 14,33).

Zum 20. Sonntag im Jahreskreis

(Jes 56,1.6-7 / Mt 15,21-28)

Die Lesung aus dem Propheten Jesaja – ein halbes Jahrtausend vor dem Evangelium – spricht schon von einem großen Universalismus. Denn „bald“, so heißt es dort, wird das Haus des Herrn „ein Haus des Gebets für alle Völker genannt“ werden (Jes 56,1.7). Bei der „Kirche aus den Heiden“ denken wir spontan an die abendländische christliche Kultur späterer Jahrhunderte. Doch wie vollzog sich dieser Übergang im 1. Jahrhundert? Gibt es da wirklich einen „tiefen Graben“ – wie manche Exegeten behaupten – zwischen der Lehre Jesu vor Ostern und der nachösterlichen Verkündigung?

Das heutige Evangelium von der Begegnung Jesu mit der kanaanäischen Frau nehme ich zum Anlass den Übergang von vorösterlich zu nachösterlich einmal aus einem anderen Blickwinkel zu betrachten.

Der Evangelientext führt uns mit Jesus „ins Gebiet von Tyrus und Sidon“ (Mt 15,21). Und von diesen selben Städten erfahren wir durch die Apostelgeschichte, dass es dort bereits in den fünfziger Jahren christliche Gemeinden gab. (Nach Apg 11,19 waren in Phönizien schon etwa zehn Jahre vorher Gemeinden gegründet worden.) Am Ende seiner dritten Missionsreise kommt Paulus von Korinth über Ephesus nach Tyrus. Der Text in der Apostelgeschichte lautet: „Hier [in Rhodos] fanden wir ein Schiff, das nach Phönizien fuhr [...] segelten nach Syrien und landeten in Tyrus. [...] Nachdem wir die Jünger ausfindig gemacht hatten, blieben wir sieben Tage bei ihnen. [...] Als die Tage um waren, brachen wir zur Weiterreise auf, und alle, auch Frauen und Kinder, begleiteten uns bis vor die Stadt. Am Strand knieten wir nieder, beteten und nahmen Abschied voneinander. [...] So führen wir von Tyrus ab“ (Apg 21,2-7). Zwei Jahre später ist Paulus in umgekehrter Richtung als Gefangener auf dem Weg nach Rom und kommt dabei nach Sidon. Auch dort gibt es schon Christen. Denn es heißt, der römische Hauptmann Julius „behandelte Paulus wohlwollend und erlaubte ihm zu seinen Freunden zu gehen und sich versorgen zu lassen“ (Apg 27,3). Wie kam es zu dieser raschen Ausbreitung des Glaubens an Jesus Christus im ganzen Mittelmeerraum? Wir können uns heute kaum vorstellen, welche geistige Explosion sich in den ersten fünf Jahren nach Ostern ereignet haben muss. Als Paulus um das Jahr 35 nC. vor Damaskus zum Glauben kam, bestand in der Urkirche bereits die klare Überzeugung, dass Jesus der Gesalbte, der Sohn des lebendigen Gottes ist und sein Leben „gemäß der Schrift“ verlief (1 Kor 15,3).

Und jetzt komme ich zurück auf die Frau des heutigen Evangeliums, die im Gebiet von Sidon und Tyrus zum Glauben an Jesus kam. Wie verlief ihr Leben nach dieser Begegnung? Unvorstellbar ist mir die Annahme, sie habe Jesus vergessen. Viel eher hat für sie ein neuer Lebensabschnitt begonnen,

und mir erscheint es sehr wahrscheinlich, dass sie sich bald darauf einer Gruppe anschloss, die Jesus folgte, die seinen „Weg“ (vgl. Apg 9,2) selbst lebte. Da im Evangelium vom noch kleinen „Töchterchen“ der Frau die Rede ist, war auch sie selbst vermutlich noch nicht alt und wohl noch am Leben, als in der jungen Kirche auch erzählt wurde, wie Jesus die Tochter einer Syrophönizierin geheilt hat. Wie diese heidnische Frau vor Ostern, so schloss sich wohl auch jener nicht jüdische Hauptmann in Kafarnaum, dessen Glauben Jesus gelobt hatte (vgl. Lk 7,9), nach Ostern den Anhängern Jesu an. Diese Lebensläufe sind nur vermutet, doch, wie mir scheint, psychologisch sehr wahrscheinlich.

Noch mehr schmilzt der angebliche Graben zwischen dem vorösterlichen Leben Jesu und der nachösterlichen Verkündigung hinweg, wenn wir die Zwölf, die anderen Jünger, die Frauen aus Galiläa und die Verwandten Jesu ins Auge fassen. Zweifellos sind es dieselben Menschen, die sowohl die seelischen Erregungen nicht nur der Leidenswoche, sondern auch der Osterwoche miterlebt haben. Wo bleibt der „Graben“?

Wie ich, so haben auch Sie sicher schon erlebt: Man trifft sich mit ehemaligen Schulkameraden oder Teilnehmern an derselben Reise. Und wenn dann beim Erzählen und Auffrischen der Erinnerungen einer einen Fehler macht, wird er sofort korrigiert: „Nein, das war doch beim Lehrer Max Müller“, oder: „Das war doch nicht in Athen, sondern schon bei der Weiterfahrt nach Delphi.“ Eine Einzelperson kann etwas erfinden oder sich falsch erinnern, unser Gedächtnis täuscht uns ja leicht. Eine Gemeinschaft dagegen hat einen stark bewahrenden Einfluss auf das, was erzählt wird.

Die Frau im Gebiet von Tyrus und Sidon, die uns im heutigen Evangelium begegnet, scheint mir auch ein Mensch gewesen zu sein, der den irdischen Jesus erlebt hat und nach Ostern genügend selbstbewusst gewesen wäre, eine wesentlich falsche Darstellung dieses Jesus von Nazaret zu korrigieren.

Noch viel mehr können wir von einer solchen Fähigkeit falsche Darstellungen richtig zu stellen bei der Gemeinschaft jener zwölf Menschen ausgehen, die jahrelang mit Jesus zusammen waren, und denen der Herr aufträgt: „... und lehrt sie alles zu befolgen, was ich euch geboten habe“ (Mt 28,20) – mit diesen Worten endet das Mattäusevangelium. Mir fällt es schwer einen „tiefen Graben“ zu erkennen, der sich auftut zwischen der empfangenen Lehre und der uns verkündeten Überlieferung.

Zum 21. Sonntag im Jahreskreis

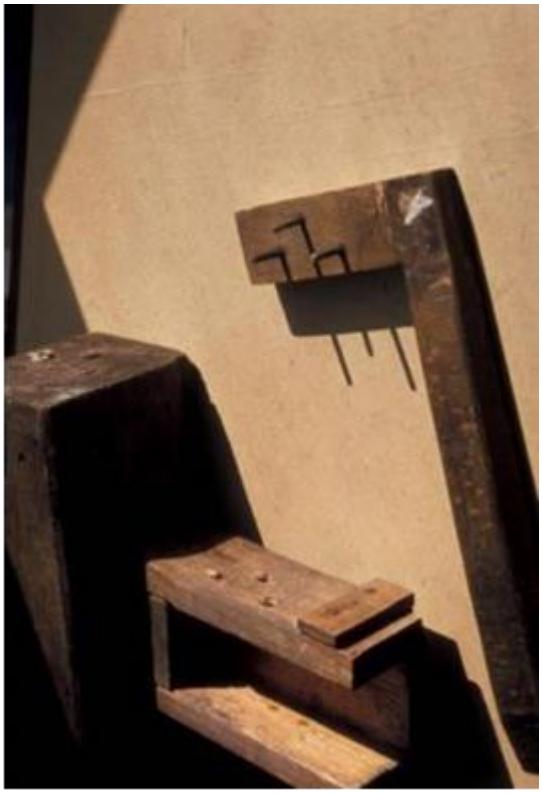
(Jes 22,19-23 / Mt 16,13-20)

Die alttestamentliche Lesung wirft am an diesem Sonntag wie ein Scheinwerfer ihr Licht auf ein Wort des Evangeliums, nämlich auf die „Schlüssel“, von denen Jesus nach dessen Christus-Bekenntnis bei Caesarea Philippi zu Petrus sagt: „Ich werde dir die Schlüssel des Himmelreichs geben“ (Mt 16,19). Doch mit unseren heutigen Vorstellungen von einem Hausschlüssel werden wir kaum verstehen können, was damit alles anklingt.

Die alttestamentliche Lesung setzt mit der Absetzung des bisherigen Palastvorstehers Schebna ein; in den Versen davor wurde berichtet, dieser Schebna habe sich stolz ein Felsengrab höher oben als die Dächer der Davidsstadt aushauen lassen (vgl. Jes 22,15-18). Die Inschrift, die sich Schebna im 8. Jh. vC. über dem Eingang seines Grabes in den Fels hauen ließ, ist übrigens gefunden worden. Anstelle des abgesetzten Schebna wird dann Eljakim neu in das Amt eingesetzt. Als Zeichen seiner Würde bekommt er festliche Kleider, und Vollmacht wird ihm übertragen mit den Worten: „Ich lege ihm den Schlüssel des Hauses David auf die Schulter“ (Jes 22,22). Wie sollen wir uns das vorstellen?

Auf dem Foto auf der folgenden Seite sehen Sie einen alten palästinensischen Schlüssel. Er ist nicht aus Metall, sondern aus Holz, hat etwa die Form eines Winkeleisens, und er war dazu da, einen großen Riegel auf der Innenseite einer Tür hin und her zu schieben – ganz anders als unsere Schlüssel, die in einem Metall-Schloss etwas vor oder zurück bewegen. Dazu waren am oberen Ende des Querholzes eines solchen biblischen Schlüssels Stifte angebracht, die in die entsprechenden Öffnungen im Riegel passten. Für das Verständnis unserer Texte ist wichtig: Wir müssen an einen Schlüssel aus Holz denken, der etwa die Länge eines Unterarms haben kann. Dann ist auch klar, dass der

Palastvorsteher einen solchen Holzschlüssel wirklich auf seine Schulter legen konnte. Von dem übergebenen Schlüssel heißt es nun, er sei „der Schlüssel des Hauses David“, und außerdem: „Wenn er öffnet, kann niemand schließen; wenn er schließt, kann nie¬mand öffnen“ (Jes 22,22) – denn öffnen und schließen kann nur, wer diesen Palastschlüssel hat.



Schlüssel mit rekonstruiertem Riegel; Foto B.Schwank

Erst im letzten Buch des Neuen Testaments, in der Offenbarung des Johannes enthüllt sich wirklich, worauf das Schlüsselbild des Alten Bundes letztlich hinzielt, und was mit den beiden von Jesaja genannten Eigenschaften der Schlüsselmacht gemeint ist. Im Sendschreiben an die Gemeinde von Philadelphia stehen die Worte des Siegers über den Tod (vgl. Offb 1,18), der die Schlüssel zur Unterwelt besitzt: „So spricht der Heilige, der Wahrhaftige, der den Schlüssel Davids hat“ (Offb 3,7a). Und es folgt die zweite Aussage, jene über die Macht dieses Schlüssels: „der öffnet, so dass niemand mehr schließen kann, der schließt, so dass niemand mehr öffnen kann“ (Offb 3,7b).

Die Kirchenväter haben diese Verse so interpretiert, dass sie in diesem großen Holzschlüssel, der schließlich auf der Schulter Christi liegt, das Kreuz sahen: Das Kreuz ist die Macht, die die Tore der Unterwelt aufschließen und den Himmel öffnen kann. Eine Schlüsselgewalt solcher Art wird im heutigen Evangelium dem Petrus mit den „Schlüsseln des Himmelreichs“ übergeben. Vom Himmelreich hat – wie wir gerade in den vergangenen Wochen gesehen haben – kein Evangelist in so vielen Gleichnissen gesprochen wie Mattäus (vgl. Mt 13). Und in diesem Königreich Christi bekommt Petrus Vollmachten. Viel wurde darüber diskutiert: Welche Löse- und Bindevollmachten sind da genau gemeint? Und: Wieso sollten auch die Nachfolger diese Vollmacht erhalten haben, die doch nur dem Petrus verliehen wurde?

Ich staune stattdessen mehr darüber, dass die Macht Christi, die im Schlüssel Davids versinnbildlicht wurde, von Gott auf einen Menschen, auf den schwachen Kefas übergehen konnte. Diese vorösterliche Sukzession (vgl. auch den österlichen Hirtenauftrag Joh 21,15-17) erscheint mir viel erstaunlicher zu sein als jene von Mensch zu Mensch. Und noch etwas scheint mir wichtig zu sein: Schlüssel und Kreuz gehören zusammen. Darin wurde Petrus seinem Meister ähnlich. Auf einer Ikone des 6. Jhs. nC. (Ikone B.5 des Katharinenklosters am Sinai) hält Petrus außer den Schlüsseln ein langes Kreuz in der Hand. Petrus hatte wirklich eine besondere Beziehung zum Kreuz. Er ist nicht nur, wie sein Meister, selbst gekreuzigt worden. In seinem Brief schreibt er auch besonders anschaulich von diesem Kreuz, in dem alle Schlüsselgewalt begründet ist: „Auch Christus hat für euch gelitten und euch ein Beispiel gegeben, damit ihr seinen Spuren folgt [...] Er hat unsere Sünden mit seinem Leib auf das Holz des Kreuzes getragen, damit wir tot seien für die Sünden und für die Gerechtigkeit leben“ (1 Petr 2,21-24).

Zum 22. Sonntag im Jahreskreis

(Jer 20,7-9 / Mt 16,21-27)

Am letzten Sonntag hörten wir von einer freudigen Neuigkeit – auch wenn die Jünger nicht darüber reden sollten: Jesus hatte dem Petrus bestätigt, dass er ihn richtig als „den Christus, den Sohn des

lebendigen Gottes“ bezeichnet hatte. Obwohl der heutige Text direkt daran anschließt, ist die Stimmung ganz anders. Es heißt: „Von da an begann Jesus seinen Jüngern zu erklären, er müsse nach Jerusalem gehen“ (Mt 16,21). Wörtlich lautet diese Erklärung härter und keineswegs so indirekt, nämlich: „... dass er nach Jerusalem gehen muss.“

Für dieses „muss“ steht im griechischen Text ein Wörtchen, das nur drei Buchstaben hat, es lautet: „dei“ (der Doppellaut „ei“ wird ausgesprochen wie in „drei“). Um dieses im Neuen Testament so wichtige „die“ soll es heute gehen. Es kommt nämlich im Evangelium nach Mattäus an der Stelle, die wir heute hören, zum ersten Mal vor als das „Muss“ seines Leidenswegs. Doch erst nach der Auferstehung lernen die Emmausjünger langsam zu begreifen: Der Christus „musste“ leiden und „so in seine Herrlichkeit eingehen“ (Lk 24,26). Und Petrus sagt im Hinblick auf den Verrat des Judas: Das Schriftwort „musste“ sich erfüllen (Apg 1,16). Johannes der Täufer weiß über den Christus: „Er muss wachsen, ich aber abnehmen“ (Joh 3,30).

Oder auch in einer scheinbar belanglosen Angabe über den Reiseweg Jesu heißt es: „Er musste durch Samaria gehen“ (Joh 4,4). Dieser Weg ist zwar der kürzeste, doch es gab auch die Route durch das Jordantal, man konnte also wählen. Gerade dieses Beispiel zeigt: Das „er musste“ enthält bei Jesus immer auch ein „er wollte“. Jesus selbst sagt uns den Grund für sein Wollen: „Meine Speise ist es den Willen dessen zu tun, der mich gesandt hat“ (Joh 4,34). Er geht freiwillig ein auf den Willen seines Vaters. Auch an den anderen oben genannten Stellen geht es bei dem „Muss“ um ein Eingehen auf den Willen Gottes. Das klingt allerdings so selbstverständlich, dass wir es leicht überlesen.

Die alttestamentliche Lesung hilft uns zu begreifen, welche Kämpfe einem „Ja“ zum Willen Gottes vorausgehen können. Kurz vor dem Fall Jerusalems 587 vC. hadert der Prophet Jeremia mit Gott, der ihn betört und überwältigt, so dass er in dieser Situation noch reden, ja schreien und rufen „muss“ (vgl. Jer 20,7-8). Schließlich beugt er sich dem ewigen Ratschluss und bekennt, es sei ihm nicht möglich gewesen sich zu weigern. Zwar wollte er nicht mehr an Gott „denken und nicht mehr in seinem Namen reden“. Doch dann schmerzte es ihn, als brenne in seinem Innern ein Feuer. „Ich quälte mich, es auszuhalten, und konnte nicht“ (Jer 20,9).

Diese Leiden des Jeremia tragen schon Züge der Leiden Christi. So hilft uns der Text aus diesem Prophetenbuch uns zu überlegen, welches innere Ringen auch bei Jesus dem Bejahen des Leidens vorausgegangen sein dürfte. Am Ölberg hören wir davon (vgl. Mt 26,37-46). Doch im morgigen Evangelium denken wir leicht nur an eine Wegbeschreibung und überhören das „die“. Aber bereits diesem ersten „Muss“ Jesu sind innere Kämpfe vorausgegangen (vgl. Mt 14,23; Joh 6,15; 8,16; 16,32) – und die Frucht seines Betens war das „Ja“ zu dem, was geschehen „muss“.

Uns wird es nicht immer gelingen den Willen Gottes freiwillig zu bejahen. Manchmal werden wir vielleicht, wie der Prophet, vom Herrn „gepackt und überwältigt“ (Jer 20,7). Sein Wille „muss“ letztlich geschehen zu unserem Heil.

So beginnt im heutigen Evangelium der Weg nach Jerusalem mit einem „Muss“. Von der Freiwilligkeit, zu der es bis zur Passion heranreifte, hatte schon der Prophet Jesaja gesprochen im Lied über den leidenden Gottesknecht. Besonders eindrucksvoll kommt dieser Gedanke des Jesaja in der lateinischen Übersetzung zum Ausdruck: „Oblatus est quia ipse voluit“ („Er wurde geopfert, weil er es selbst wollte“, Jes 53,7 Vulgata). Diese und andere Sätze der Heiligen Schrift fasste schon die frühe Kirche in einem Hochgebet zusammen (um 215 nC. in der „Traditio apostolica“ des Hippolyt), das nach der Liturgiereform wieder aufgelebt ist und das wir heute als Zweiten Kanon kennen. Darin werden die Wandlungsworte eingeleitet mit: „Am Abend, an dem er ausgeliefert wurde und sich aus freiem Willen dem Leiden unterwarf, nahm er das Brot ...“

Zum 23. Sonntag im Jahreskreis

(Ez 33,7-9 / Mt 18,15-20)

Erst vor zwei Wochen ging es im Sonntagsevangelium darum, dass Jesus dem Simon Petrus die Schlüssel seines Reiches verleiht und – damit verbunden – die Vollmacht zu binden und zu lösen. Und nun hören wir bereits an diesem Sonntag wieder etwas vom „Binden“ und „Lösen“ (Mt 18,18; vgl. Mt 16,19). Dieses Mal bekommen die Jünger dieselbe Vollmacht wie vor zwei Wochen Petrus. Wurde Petrus also seine Vorrangstellung zu Unrecht zugeschrieben oder, mit anderen Worten: Haben seine Nachfolger ihre Vollmacht missbraucht, wenn sie etwa „den Bannstrahl schleuderten“? Wenn wir an das gegenseitige Verbannen zwischen Rom und Konstantinopel im 11. Jahrhundert denken, ist da die Vollmacht wohl wirklich missbraucht worden.

Es lohnt sich also, einmal genauer hinzusehen, welche Rechte denn überhaupt an den verschiedenen Stellen der Hl. Schrift verliehen wurden.

Bei jener Macht als Hausherr, die (wie vor zwei Wochen beschrieben) dem Eljakim im 8. Jh. vC. verliehen wurde, handelte es sich „nur“ um das Schließen und Öffnen des Palastes mit dem „Schlüssel des Hauses des David“ (vgl. Jes 22,22).

Dem Petrus dagegen wurden die „Schlüssel des Himmelreichs“ verliehen und außerdem die Vollmacht zu binden und zu lösen (vgl. Mt 16,19). Dieselben Wörter „binden“ und „lösen“ kommen – ohne ein Übergeben von Schlüsseln – auch im heutigen Evangelium vor. Aus dem Zusammenhang geht hervor: Gemeint ist die Vollmacht des Ausschließens einer Person aus der Gemeinde, auf griechisch aus der „ekklesía“.

Am Ostertag kommt dann wieder etwas Neues dazu. Jesus haucht die Jünger an mit den Worten: „Wem ihr die Sünden vergebt, dem sind sie vergeben, wem ihr die Vergebung verweigert, dem ist sie verweigert“ (Joh 20,23).

Schließlich greift in der Johannesoffenbarung „der Theologe“ (ho theólogos) Johannes zurück auf die Jesaja-Stelle und bezeichnet Christus selbst als den Sieger über den Tod, „der den Schüssel Davids hat“ und damit öffnet oder schließt (Offb 3,7) – nicht nur als Hausverwalter, sondern als Herr über die Unterwelt (vgl. Offb 1,18). Christus legt dem Johannes die Hand auf die Schulter und spricht: „Fürchte dich nicht. Ich bin der Erste und der Letzte und der Lebendige. Ich war tot, doch nun lebe ich in alle Ewigkeit, und ich habe die Schlüssel zum Tod und zur Unterwelt“ (Offb 1,17f).

Beim Vergleich dieser fünf Stellen wird deutlich: Die übergebenen Vollmachten sind ähnlich, aber keineswegs gleich: Im Alten Testament, an der Jesaja-Stelle, ging es ganz „irdisch“ um das Recht, die realen Türen des Palastes zu öffnen und zu schließen. Petrus erhielt bei Caesarea Philippi die himmlische Schlüsselgewalt und, wie die Jünger im heutigen Evangelium, die Zusage, dass sein und ihr kirchliches Binden und Lösen auch im Himmel gültig sei. (Die einzigartige Vorrangstellung des Petrus lässt sich besser aufzeigen an dem nur ihm Joh 21,17 erteilten Auftrag: „Weide meine Schafe!“) Größeres als das Binden und Lösen empfangen die Jünger am Ostertag: Heiligen Geist und die Kraft Sünden zu vergeben. Noch ungeheuerlicher ist, was Johannes, der „Seher von Patmos“ schaut: Christus, der Auferstandene hat die Macht den Zugang zur Unterwelt zu öffnen.

Doch wurden diese verschiedenen Befugnisse nur zugesagt oder in der frühen Kirche auch schon verantwortungsbewusst ausgeübt? Gibt es in der apostolischen Zeit schon so etwas wie Ausschluss aus der Kirche?

Die Vorrangstellung des Petrus, der ja allein „die Schlüssel des Himmelreichs“ erhalten hatte, war vor und nach Ostern unbestritten, und er selbst nahm diese Verantwortung deutlich wahr. So entfernt er das unehrliche Ehepaar Hananias und Saphira auf sehr drastische Weise aus der jungen, in Gütergemeinschaft lebenden Gemeinde (vgl. Apg 5,3.9).

Auch Paulus, obwohl er nicht zum ursprünglichen Kreis der Zwölf gehörte, ist sich trotzdem seiner Vollmacht bewusst und übt kraftvoll das den Jüngern verliehene Recht zu binden und zu lösen aus. So schließt er in Absprache mit der Gemeinde und „in der Kraft Jesu, unseres Herrn" einen Sünder aus „der Kirche Gottes, die in Korinth ist", aus (vgl. 1 Kor 1,1;5,4f).

Das Recht Sünden zu vergeben oder nicht zu vergeben, verleiht Jesus an Ostern den Jüngern als Frucht seiner Passion (vgl. Joh 20,23). In der apostolischen Zeit war das Bekennen der Sünden ein fester Bestandteil des innerkirchlichen Lebens (vgl. Jak 5,16; 1 Joh 1,9). Daraus entwickelte sich mit der Zeit die kirchliche Beichtpraxis, bis zur „Ohrenbeichte". Auch wenn sie im Neuen Testament nicht vorkommt, wird sie zu Recht begründet mit der an Ostern geschenkten Vollmacht Sünden zu vergeben.

Und schließlich gibt es eine Vollmacht, die keinem Menschen übertragen wurde, sondern die nur Christus durch sein Kreuz errungen hat: die Macht in der Unterwelt Riegel, Ketten und Schlösser zu öffnen, um die vorchristlichen Gerechten, die ja auch in Gott wahrhaft Gutes wirkten (vgl. Joh 3,21), in sein Licht zu führen was auf den ostkirchlichen Ikonen als die „Anástasis", als das „Auferstehen", ausgemalt wird.

Bei allen Ämtern, auch den im heutigen Evangelium genannten, geht es zwar um das Beurteilen von Gut und Böse, nicht aber darum, dass diese Macht missbraucht werden kann. Leider gibt es in der Ekklesia missbrauchte Macht. Doch im Hinblick auf die Ewigkeit gewinnt der nichts, der sich deshalb von der Kirche trennt. Sie wirkt zwar im Mattäusevangelium wie eine amtliche, menschliche Macht. Doch im Johannesevangelium wird dieselbe Kirche gezeichnet als „der wahre Weinstock". Und ein Rebzweig, der sich von seiner Kraftquelle löst, wird keine Frucht bringen können (vgl. Joh 15,1.4).

Besser freuen wir uns beim heutigen Evangelientext darüber, dass wir da auch erfahren: Ohne alle Ämter kann Kirche Christi lebendig werden, „wo zwei oder drei" im Namen Jesu versammelt sind (Mt 18,20).

Zum 24. Sonntag im Jahreskreis

(Sir 27,30-28,7 / Mt 18,21-35)

Wie in jeder Gemeinschaft, so gibt es auch im Kloster das, was der hl. Benedikt schon vor anderthalb Jahrtausenden genannt hat: „Ärgernisse, die wie Dornen verletzen". Als Heilmittel empfahl er das „Gebet des Herrn" morgens und abends laut vorzubeten, damit die Mönche die schlechte Gewohnheit ablegen, nicht zu vergeben, wenn sie täglich beten: „Vergib uns, wie auch wir vergeben" (RB 13,13).

Auch am heutigen 24. Sonntag im Jahreskreis A geht es um das Vergeben, diesmal in einem Abschnitt aus dem 18. Kapitel des Mattäusevangeliums. Dort war es bereits im 6. Kapitel, im Vaterunser in der Bergpredigt, um dieses Thema gegangen. Gleich nach der Bitte um das tägliche Brot folgte der Satz: „Und vergib uns unsere Schulden, wie auch wir sie unseren Schuldnern vergeben haben" (Mt 6,12).

Doch „typisch christlich" ist das Thema zunächst nicht: Schon im Alten Testament stoßen wir auf große Menschen, die darum ringen sich nicht selbst zu rächen, sondern zu vergeben. Ein schönes Beispiel findet sich bei König David, der vor seinem eigenen Sohn Abschalom fliehen muss und unterwegs geschmäht wird. David sagt zu seinen Dienern, die den Verräter umbringen wollen: „Lasst ihn fluchen! Sicherlich hat es ihm der Herr geboten. Vielleicht sieht der Herr mein Elend an" (2 Sam 16,11f). Wie groß denkt dieser König über Gott!

Vertrauter sind uns die Worte, die wir morgen in der 1. Lesung aus dem im 2. Jh. vC. entstandenen Buch Jesus Sirach hören. Der Verfasser wundert sich über den Menschen: „Mit seinesgleichen hat er kein Erbarmen, aber wegen seiner eigenen Sünden bittet er um Erbarmen." Und er mahnt: „Vergib deinem Nächsten das Unrecht, dann werden dir, wenn du betest, auch deine Sünden vergeben" (Sir 28,4.2).

Im Neuen Testament kommt nun ein Gesichtspunkt hinzu, der erst durch die Menschwerdung Gottes voll erkennbar wurde: Unsere eigene Schuld bei Gott ist viel größer als die Schuld anderer Menschen bei uns. Davon spricht das Gleichnis im heutigen Evangelium. Nur der Evangelist Mattäus – der als ehemaliger Zöllner am meisten zwischen verschiedenen Geldsorten unterscheidet – gebraucht dabei eine Angabe in Talenten. Das ist eine Gewichtseinheit: ein Metallbarren, den ein Mensch gerade noch tragen kann, also etwa ein Zentner. Zur Zeit Jesu wurden auch die jährlichen Steuereinnahmen in Talenten angegeben. So betrug das Jahresaufkommen des Landesherrn Jesu für Galiläa und Peräa 200 Talente (Josephus Flavius, Altertümer XVII.318). Die dreistellige Zahl lässt sich vergleichen mit unseren Steuerzahlen mit dreistelligen Milliardenbeträgen. Doch der Minister im Gleichnis des Evangeliums schuldet seinem König „10 000 Talente“. Das entspricht also etwa 10 000 Milliarden Euro. Dieser fast unvorstellbare Euro-Betrag mit 13 Nullen – eine groteske orientalische Übertreibung, die als Schuld eines Privatmanns unrealistisch ist – macht mich stutzig. Welche wichtige theologische Aussage verbirgt sich dahinter? Was will dieses Bild mir heute sagen – nicht nur dem Petrus, der Jesus damals fragte, wie oft er seinem Bruder vergeben müsse?

Auch wenn die Antwort Jesu klar verständlich ist: Sie wirklich einzusehen fällt uns nicht sofort zu, sondern muss in langen Lebensjahren er-lebt werden. Da wächst dann die Einsicht in meine eigene Kleinlichkeit, verglichen mit dem großzügigen Schöpfer, der nicht nur das Universum im Sein erhält, sondern vor allem die Schuld der Menschen in unbegreiflicher Weise auf sich nimmt als das Lamm Gottes, das die Sünde der Welt trägt (vgl. Joh 1,29). Wer sich das vergegenwärtigt, merkt bald, dass er meist viel zu wenig dankbar ist. Ein kleiner Vergleich hilft vielleicht: Wenn ich mir Zeit nehme zum Nachdenken, bin ich bestürzt zu merken, wie selbstverständlich ich viele Briefe und Geschenke angenommen habe oder welch schwere Arbeiten ich mir abnehmen ließ und gleichzeitig an das dachte, was jemand mir schuldig blieb. Setzen wir statt „Nachdenken“ das Wort „Gebet“ ein, und statt „selbstverständlich angenommene Geschenke“ alle von Gott empfangenen Gaben einschließlich der mir verziehenen Fehler, dann komme ich mir kleinlich vor, wenn mir selbst das Vergeben schwer fällt. Und wie gering ist oft das, was mir andere schulden. Schon ein unterlassenes „Guten Morgen!“ zu vergeben kann schwer sein.

Danach sehen wir vielleicht klarer, wie wichtig es ist zu beachten: Der Minister wird nicht bestraft, weil er so hoch verschuldet ist, sondern weil er selbst nicht vergibt. Gerade die unrealistische Übertreibung zeigt: Es hat wenig Sinn egozentrisch um die „schwere eigene Schuld“ zu kreisen – denn sie ist immer so groß, dass wir sie niemals „abzahlen“ könnten. Weit wichtiger ist es selbst großzügig zu vergeben – auch dort, wo „Ärgernisse wie Dornen“ verletzt haben.

Zum 25. Sonntag im Jahreskreis

(Jes 55,6-9 / Mt 20,1-16a)

Am Ende des heutigen Evangeliums wird der protestierende Weinbergarbeiter gefragt: „... bist du neidisch, weil ich zu anderen gütig bin?“ Ganz wörtlich: „Oder ist dein Auge bös, weil ich gut bin?“ (Mt 20,15). Vorausgegangen war ein „Gleichnis“ oder ein Vergleich irdischer Arbeitsvergütung mit der Art, wie Gott uns „besoldet“, nämlich sehr großzügig: Ein Denar, das war eine Silbermünze, kleiner als unser Euro, der aber eine große Kaufkraft hatte; ein römischer Legionär erhielt weniger als einen Denar pro Tag. Verständlicherweise hören wir nichts davon, dass die Arbeiter, die am Morgen als erste eingestellt werden, darüber verhandeln. Sie sind mit dem Angebot des Gutsherrn voll zufrieden. Doch die Schwierigkeiten beginnen, als am Abend alle, also auch die Kurzarbeiter, die nur eine einzige Stunde gearbeitet haben, diesen selben Tageslohn, nämlich einen Denar, erhalten. Nicht nur den meisten heutigen Lesern erscheint das als schreiendes Unrecht, und wir denken an den Slogan „gleiches Recht für alle“ – das Murren der Arbeiter im Gleichnis zeigt: Jesus war sich durchaus bewusst, dass es auch für die Menschen seiner Zeit schwer war, die Maßstäbe, nach denen Gott im „Himmelreich“ regiert, zu verstehen.

Ihre und unsere Problematik sind nicht sehr verschieden. Gottes Fügungen erscheinen uns „ungerecht“. Warum fällt es uns so schwer zu begreifen, dass der Schöpfer zu seinen Geschöpfen gütig sein darf, auch dort, wo sie es nicht verdient haben? Die 1. Lesung deutet eine Antwort an mit den Worten: „Meine Gedanken sind nicht eure Gedanken“ (Jes 55,8).

Teilweise lassen sich unsere Schwierigkeiten beheben, wenn wir uns an die eigentliche Bedeutung des biblischen Begriffs der „Gerechtigkeit“ erinnern; an verschiedenen anderen Stellen habe ich bereits davon gesprochen: Im „lateinisch“ bzw. „römisch“ geprägten Abendland denken wir bei „Gerechtigkeit“ an die Göttin Justitia der römischen Rechtsprechung, die mit der Waage in der Hand straft oder belohnt, je nachdem, welches Argument den Ausschlag gibt. Hinzu kommt, dass in der deutschen Sprache die zwei Wörter „gerecht“ und „Gericht“ verwandt klingen. Dagegen ist im Hebräischen und Griechischen mit „Gerechtigkeit“ die „göttliche Güte“ gemeint; für das Verurteilen und Strafen steht der Ausdruck „Zorn Gottes“ oder im Neuen Testament „Gericht“, „Entscheidung“, „Krise“ (griech. „krísis“).

Wenn in den Heiligen Schriften von „Gerechtigkeit“ die Rede ist, dann ist damit immer etwas Positives gemeint, nämlich eine Güte, die eher noch mehr ist als die „Barmherzigkeit“ Gottes. In der Praxis hat sich daher bewährt: Wo „Gerechtigkeit“ in der deutschen Übersetzung steht, denkt man am besten gleich an „Güte“. Dazu einige wenige Beispiele: In Psalm 145 werden wir aufgefordert zu „jubeln über die Gerechtigkeit“, und was gemeint ist, zeigt der folgende Vers, in dem diese „Gerechtigkeit“ Gottes gleichgesetzt wird mit „der Herr ist gnädig und barmherzig“ (Ps 145,7f). An anderer Stelle ist Gott das Letzte und Größte, was dem Redlichen geschenkt werden kann, denn ihm „erstrahlt im Finstern ein Licht: Der Gnädige, Barmherzige und Gerechte“ (Ps 112,4).

Die Beispiele sollten zeigen: Göttliche „Gerechtigkeit“ ist wesentlich weiter als das, was wir engstirnigen Menschen uns vorstellen. Doch das eigentliche Problem liegt wohl darin, dass wir nicht fähig sind, einem Mitmenschen, der es „nicht verdient“ hat, trotzdem das Wohlwollen des Herrn zu gönnen. Wie schwer fällt es uns zu hören, wenn ein anderer, der es nicht verdient hat (oder von dem wir meinen, dass er es nicht verdient hat), gelobt wird, wir selbst aber nicht. Immer wieder neu müssen wir im Evangelium zum „Umdenken“ ermahnt werden. Uns leuchtet nicht ein, wieso im „Himmelreich“ gelten soll: „So werden die Letzten die Ersten sein“ (Mt 20,16a).

Doch fragen wir uns nochmals: Worin besteht denn das „schreiende Unrecht“ im heutigen Text? Nur zweimal fällt darin überhaupt das Wort „gerecht“ bzw. „unrecht“. Der Gutbesitzer schickt zur dritten Stunde nochmals Arbeiter in seinen Weinberg, vereinbart mit ihnen aber keinen festen Lohn mehr, sondern versichert ihnen nur: „Was recht (oder: gerecht, gut) ist, werde ich euch geben“ (Mt 20,4). Und einen der murrenden Knechte der ersten Stunde erinnert der Herr des Weinbergs ruhig und überlegen: „Mein Freund, dir geschieht kein Unrecht. Hatten wir uns nicht geeinigt auf einen Denar?“ (Mt 20,13).

Es ist eine ganz persönliche Frage: Behandelt mich mein Schöpfer „ungerecht“ – oder gütig?

Zum 26. Sonntag im Jahreskreis

(Ez 18,25-28 / Mt 21,28-32)

Am heutigen 26. Sonntag im Jahreskreis A hören wir schon zum vierten Mal einen Abschnitt aus dem Mattäusevangelium, zu dem es bei den beiden anderen „Synoptikern“, also bei Markus und Lukas, keine Parallele gibt. Mattäus erweist sich als ein großer, weithin selbständig gestaltender Schriftsteller. Da zudem in diesen Tagen, am 21. September, sein Festtag ist, will ich näher auf diesen Evangelisten eingehen; denn das hilft den Text des heutigen Sonntags besser zu verstehen.

Natürlich ist mir bekannt, dass von modernen Exegeten weithin die traditionelle Ansicht in Frage gestellt wird, wonach der Evangelist Mattäus identisch ist mit dem Apostel Mattäus. Als Argument wird vor allem angeführt, ein Augenzeuge hätte das Leben Jesu lebendiger und nicht so schematisch geschildert und z.B. nicht sieben Gleichnisse vom Himmelreich hintereinander von Jesus vortragen

lassen (vgl. Mt 13). Doch es ist leicht eine Verfasserschaft zu bezweifeln. Wesentlich schwerer ist es zu erklären, wie und warum ein Werk so entstanden ist, wie es uns vorliegt. Ich kenne keinen Neutestamentler, der bisher überzeugend einen anderen Verfasser dieses Evangeliums vorgestellt hätte. Das wird auch kaum möglich sein; denn erstens ist es unwahrscheinlich, dass es in der Urkirche so viele geniale Schriftsteller gab, dass dieses Evangelium von irgendeinem uns unbekannten Genie geschrieben sein könnte. Und zweitens ist die Überlieferung gerade dieses Evangeliums sehr gut. Für alle Kirchenväter ohne Ausnahme stammt es vom Apostel Mattäus, und sie stellen es an die erste Stelle unter den vier Evangelien. Die Überschrift „Evangelium nach (griechisch „katá“) Mattäus“ reicht – wie bei den andern Evangelien – mindestens bis ins zweite Jahrhundert zurück. Und im Text selbst ist für manche Beobachtung die einfachste Erklärung: Jener Zöllner, der zum Apostel berufen wurde, hat diesen Text verfasst. Am deutlichsten wird das erkennbar, wenn wir die Listen der von Jesus ausgewählten Zwölf vergleichen. Auch Markus und Lukas bringen ihre zwölf Namen, doch als „der Zöllner“ wird der Apostel Mattäus nur in Mt 10,3 gekennzeichnet. Zwar berichten alle drei synoptischen Evangelien davon, dass Jesus nach der Heilung eines Gelähmten am See weitergegangen sei und dann einen Mann, der an einer Zollstätte saß, zur Nachfolge berief. Doch bei Markus (Mk 2,14) und Lukas (Lk 5,27) wird dieser Zöllner „Levi“ genannt. Seinen zweiten Namen „Mattäus“ erfahren wir nur im „Evangelium nach Mattäus“ (Mt 9,9).

Entscheidend ist für mich in solchen Fällen der Verfasser-Fragen die Überlegung: „Mit welcher Theorie wird der Text verständlicher?“ Wie also wird unser Evangelium einleuchtender: Wenn der Text von einem unbekannten Verfasser stammt, dem später ein Apostelname beigelegt wurde, oder wenn den Text ein ehemaliger Zöllner verfasst hat, den Jesus in erstaunlicher Weise in seinen Dienst rief?

Gehen wir nur die letzten Sonntage durch, dann hilft die Annahme, der ehemalige Zöllner Mattäus sei der Verfasser, gleich an mehreren Stellen beim Verständnis: So etwa bei der Rede vom Ausgestoßenen, der nur bei Mattäus „wie ein Heide oder ein Zöllner“ betrachtet werden soll (Mt 18,17). Dann kam das Evangelium, in dem die zwei Schuldner verdeutlichten, dass auch wir großzügig zu vergeben haben (vgl. Mt 18,35). Am vergangenen Sonntag ging es darum, nicht neidisch zu sein, wenn der Herr des Weinbergs sogar zu den Letzten gütig ist (vgl. Mt 20,15). Und am heutigen Sonntag ist nicht jener Sohn besser, der dem Vater schnell seine Hilfe zusagt, aber nicht an die Arbeit geht, sondern der, der zwar zuerst nicht zusagte, später dann aber wirklich arbeitete. Unmittelbar danach folgt morgen die Anklage: „Amen, das sage ich euch: Zöllner und Dirnen gelangen eher in das Reich Gottes als ihr“ (Mt 21,31).

Zu erklären, wie zur Zeit Jesu diese Worte verstanden werden sollten, ist nicht so schwierig. Sie richteten sich an Priester und Schriftgelehrte, die sich auf ihre Treue zum Gesetz des Mose beriefen, jenen Jesus jedoch ablehnten, in dessen Umgebung sich so „unwürdige“ Menschen befanden, wie Zöllner oder Frauen mit schlechtem Ruf.

Schwieriger ist die Frage: Mit wem sollen wir heute die gering eingeschätzten „Letzten“, die zu „Ersten“ werden, vergleichen? Bereits am 10. Sonntag im Jahreskreis hatte ich darauf hingewiesen, dass auch finanziell gutgestellte Personen, denen es äußerlich gut zu gehen scheint – etwa der Zöllner Mattäus –, „Kranke“ sein können, die den Arzt brauchen. Doch natürlich gehören dazu auch die Menschen, die in ihrer unauffälligen Arbeit übersehen werden, zumal wenn es sich um irgendwie „unappetitliche“ oder „schmutzige“ Beschäftigungen handelt, sei es etwa Müllabfuhr oder auch um unangenehme Pflegedienste. Manch „braver Kirchgänger“ schaut auf sie herab – doch Jesus hätte wohl bei ihnen nicht nur, wie wir, um ihren Wert für eine Gemeinschaft gewusst. Er hätte bei vielen auch erkannt, was für ein ehrliches Herz sie haben – ebenso bei der stadtbekannten Sünderin (vgl. Lk 7,47) wie bei dem Zöllner Mattäus.

Zum 27. Sonntag im Jahreskreis

(Jes 5,1-7 / Mt 21,33-44)

Manche Gläubige meinen, die Wissenschaft würde dem Glauben schaden, und umgekehrt denken auch viele Wissenschaftler, dass Glaube nichts in der Wissenschaft verloren habe. Die Texte des 27. Sonntags im Jahreskreis A zeigen, dass sich Wissenschaft und Glaube auch ergänzen können. Jedenfalls helfen uns wissenschaftliche Erkenntnisse dabei, das heutige Evangelium besser zu verstehen, in dem Jesus auf das Bild des Weinbergs zurückgreift und es im christologischen Sinn deutet.

Alle drei synoptischen Evangelien bringen dieses Gleichnis von dem Weinbergbesitzer, dessen Sohn von den bösen Winzern aus dem Weinberg geworfen und umgebracht wird. Und alle drei verknüpfen es mit den Worten aus Psalm 118: „Der Stein, den die Bauleute verworfen haben, ist zum Eckstein geworden." Inwiefern können uns wissenschaftliche Erkenntnisse beim Verständnis helfen?

Noch vor einem Jahrhundert galt als wissenschaftlich erwiesen, dass die Ausdeutung eines alttestamentlichen Textes auf die Person Christi hin nie vom vorösterlichen Jesus stammen kann, denn solche Interpretationen habe es im Frühjudentum, genauer gesagt in der vorösterlichen Zeit, nicht gegeben. Entsprechend gingen die Bibelwissenschaftler davon aus, dass auch das heutige Gleichnis Jesus erst nach Ostern in den Mund gelegt wurde.

Doch in der 2. Hälfte des 20. Jhs. wurde uns durch die Funde in den Höhlen bei Qumran – dort wurden Reste von etwa 800 Textrollen entdeckt – die Spiritualität des Frühjudentums in ungeahnter Weise erschlossen; zugleich geben uns diese Texte Hinweise zum besseren Verständnis der Evangelien.

So wurde in der 4. Höhle von Qumran ein Papyrus-Fragment gefunden (4Q500 fr.1), das zeigt, dass – anders als die Bibelwissenschaftler zuvor angenommen hatten – bereits im Frühjudentum, weit vor Ostern, alttestamentliche Texte allegorisch gedeutet worden waren. Das Fragment deutet allegorisch das Weinberglied Jes 5,1-7 – also jenen Text, der morgen als 1. Lesung gewählt wurde – im Hinblick auf Jerusalem und den Tempel. Diese Weinberg-Thematik klingt auch im morgigen Evangelium an. In beiden Fällen geht es darum, dass der Weinberg die in ihn gesetzten Hoffnungen nicht erfüllt.

Als Jesus das Weinberg-Gleichnis vorträgt, befindet er sich im Tempelbezirk (vgl. Mt 21,23). Nach den Funden von Qumran ist es nicht mehr möglich zu behaupten, Jesus selbst hätte das Weinberg-Lied nicht allegorisch auf den Tempelbezirk deuten können, weil eine solche Deutung erst nach Ostern möglich gewesen sei. Zudem werden auch im Fragment die Wörter „bauen" und „Steine" genannt – das legte schon damals die Verbindung zu Psalm 118 nahe, die wir in allen drei synoptischen Evangelien vorfinden. Auch damit zeigt das Fragment: Weinberg, Tempel und Stein wurden bereits im Frühjudentum verbunden; ihre allegorische Verbindung muss keineswegs nachösterlichen Ursprungs sein.

Für den, der glaubt, wird es möglich sein, diese wissenschaftlichen Erkenntnisse mit dem Glauben zu verbinden, dass der Menschensohn vor Ostern durch die Verknüpfung von Gleichnis und Psalm allegorisch über seinen Tod und seine Auferstehung sprach – zumal er auch an verschiedenen anderen Stellen in den Evangelien die Ankündigung des Leidens mit einer Ankündigung der Auferstehung verknüpfte, vor allem in den drei Leidensankündigungen und bei der Mitteilung, er werde ihnen nach Galiläa vorausgehen (z.B. Mt 16,21; Mk 14,28).

Eine frühe Stelle aus der Apostelgeschichte (Apg 4,11) spricht wohl ebenfalls dafür, dass Jesus selbst und nicht erst die Urkirche Psalm 118,22f auf Ostern bezogen hat: Petrus bezieht bereits wenige Tage nach Pfingsten, als in der frühen Kirche noch kaum „Gemeindetheologie" betrieben wurde, diesen Vers vom verworfenen Stein, der zum Eckstein wird, ganz selbstverständlich auf Jesus.

Auf jeden Fall wird deutlich: Es ist unwahrscheinlich, dass die Verbindung zwischen dem auf Jes 5 zurückgreifenden Weinberg-Gleichnis und Psalm 118 erst im Markus-Evangelium hergestellt wurde, das sich an römische Leser richtete – und danach erst entstanden Mattäus und Lukas.

Das heutige Evangelium kann also durchaus die Worte des vorösterlichen Jesus wiedergeben. In seiner Person und durch das, was sich an ihr ereignet hat, ist die Voraussetzung für die Verbindung dieser Texte gegeben. Anzunehmen, dass Jesus sich dessen schon zu Lebzeiten bewusst war, liegt nahe für den, der ihn als den Christus Jesus, den Herrn sieht.

Zusammen sprechen Gleichnis und Psalm von einem historischen Ereignis, von der Person des Jesus von Nazaret: von seiner Menschwerdung, seinem Leben, seinem Tod und seiner Auferstehung. So betrachtet, enthält der heutige Evangelientext alle Elemente, die zu jener „Frohen Nachricht" gehören, die wir „Evangelium" nennen. Dieses Evangelium wurde nicht erst nach Ostern verkündet, sondern in der Person Jesu gelebt – Jesus selbst ist das „Wort" Gottes an uns.

Zum 28. Sonntag im Jahreskreis

(Jes 25,6-10a / Mt 22,1-14)

In dem Gleichnis, das wir am 28. Sonntag im Jahreskreis A hören, ist die Rede von einem König, der zur Hochzeit seines Sohnes Gäste einlädt, und als sie nicht kommen wollen „ihre Stadt in Schutt und Asche legen" lässt (Mt 22,7). Diese Formulierung deutet nach Meinung vieler Exegeten darauf hin, dass das Gleichnis nicht ursprünglich von Jesus sei; vielmehr sei dieser Text bzw. das gesamte Evangelium erst nach der Zerstörung Jerusalems entstanden, also nach dem Jahr 70 nC. Dies nehme ich zum Anlass, heute auf die Frage der Abfassungszeiten der Evangelien einzugehen.

Obwohl eine gesicherte Antwort so wichtig wäre, gibt es darüber ganz verschiedene Theorien. Das überrascht umso mehr, wenn wir uns klar machen, dass manche Paulusbriefe fast auf den Monat genau datiert werden können; so ist eindeutig, dass der Zweite Korintherbrief im Herbst des Jahres 56 nC. geschrieben wurde. Dagegen gehen bei den Evangelien die Meinungen bis zu 40 Jahren auseinander. Wieso kommt es dazu?

Die entscheidende Frage ist tatsächlich: Wird in den synoptischen Evangelien schon zurückgeblickt auf die Zerstörung Jerusalems? Oder noch nicht?

Als Argument für die „Spätdatierung" nach dem Fall Jerusalems wird außer dem morgigen Text vor allem die Stelle im Lukasevangelium angeführt, an der Jesus über Jerusalem weint und seine Zerstörung voraussagt: „Es wird eine Zeit für dich kommen, in der deine Feinde rings um dich einen Wall aufwerfen, dich einschließen und von allen Seiten bedrängen. Sie werden dich und deine Kinder zerschmettern und keinen Stein auf dem anderen lassen" (Lk 19,43f). Die anschauliche Schilderung der Belagerung scheint dafür zu sprechen, dass sich das schon abgespielt hat. Doch bei genauerem Hinsehen wird deutlich: Da wird nichts geschildert, was charakteristisch wäre nur für den Fall von Jerusalem – so hören wir z.B. nichts vom Niederreißen des Tempels und nichts von den vielen Kreuzigungen vor den Stadtmauern Jerusalems, von denen der Historiker Josephus Flavius berichtet. Überdies entsteht bei dieser späten Datierung folgendes Problem: Sicher ist die Apostelgeschichte von Lukas erst nach seinem Evangelium abgefasst worden. Wer also das Evangelium spät ansetzt, der muss annehmen, die Apostelgeschichte sei noch später entstanden, was Schwierigkeiten bereitet, weil sie nichts vom Lebensende ihres „Helden" Paulus berichtet.

Die Diskussionslage hat sich verändert, seit gegen Ende des 20. Jhs. im englischsprachigen Raum darauf aufmerksam gemacht wurde: Die Zerstörung der Stadt Jerusalem könnte zwar an einigen Stellen – so etwa im heutigen Evangelium – anklingen, doch im ganzen Neuen Testament ist nirgends ein Hinweis darauf zu finden, dass der alttestamentliche Tempel bereits zerstört sei, was doch theologisch außerordentlich wichtig gewesen und worauf deshalb sicher angespielt worden wäre.

Dieses Argument unterstützt die Wahrscheinlichkeit einer frühen Entstehung der Evangelien. Zudem lässt sich vieles leichter erklären, wenn wir davon ausgehen, dass die Synoptiker vor 70 nC. ihre Evangelien geschrieben haben. Dann bietet sich als neuer Anhaltspunkt für eine Datierung das Ende der Apostelgeschichte an. Wie oben bereits erwähnt, kommt der Tod des Paulus darin nicht mehr vor. Vielmehr schildert Lukas dort zunächst ausführlich den Verlauf des Prozesses gegen Paulus und sein

Anrufen des kaiserlichen Gerichts, dann berichtet er von dessen zweijähriger Haft in Rom und schließt mit den Worten, Paulus habe in Rom gelehrt „über den Herrn Jesus Christus mit allem Freimut [und] ungehindert“ (Apg 28,31). Eine solche Freiheit der Christen in Rom passt nicht in die Zeit nach der ersten Christenverfolgung unter Kaiser Nero im Jahr 64 nC., während der Paulus vermutlich den Märtyrertod erlitt. Wenn aber die Apostelgeschichte vor 64 verfasst worden ist, muss das Lukasevangelium vorher, etwa um 60, entstanden sein. Mattäus schrieb ungefähr gleichzeitig, und Markus könnte gut vor dem Tod des Kaisers Caligula 41 nC. abgefasst worden sein, da Caligula als „Gottkaiser“ an heiligen Stätten seine Standbilder errichten ließ (vgl. Mk 13,14).

So können wir meiner Meinung nach durchaus davon ausgehen, dass das Mattäusevangelium bzw. auch der heutige Text vor dem Jahr 70 entstanden ist. Er passt in das Galiläa des Sohnes des Herodes des Großen, das Jesus erlebt hat. Im parallelen Text des Lukas, der in seiner Heimat (wohl Antiochia am Orontes) keinen herodianischen König erlebt hat, fehlen die „grausamen“ Verse über den zornigen König (Mt 22,7.13). Überdies lädt bei Lukas nur ein „Mann“ zu einem „Gastmahl“ ein (Lk 14,16). Woher stammt bei Mattäus das Bild von einem Hochzeitsmahl, zu dem ein König einlädt? Tatsächlich könnte es einen geschichtlichen Hintergrund haben, denn wir wissen sicher, dass in den Jugendjahren Jesu das nur eine Fußstunde von Nazaret entfernte Sepphoris die Hauptstadt von Galiläa war. Und dort heiratete der „König“ Herodes Antipas die Tochter des Aretas, des Königs der Nabatäer. Die geschlachteten Ochsen und Mastkälber (vgl. Mt 22,4) würden sehr gut zu einer solchen königlichen Hochzeitsfeier am Hof des Antipas passen.

Doch auch, wenn das Festmahl einen realen Hintergrund haben könnte: Die Bilder des Evangeliums stehen für Geistiges; nur in Bildern können wir ja über Ewiges sprechen. Worum geht es dann heute in erster Linie, um den Zorn des Königs, von dem am Schluss nur wenige verschont bleiben, oder um ein Festmahl, zu dem viele, schließlich selbst Sünder gerufen werden? Die Liturgie setzt den Akzent eindeutig auf den freudigen Aspekt. Deshalb hören wir heute eine Lesung aus dem Buch Jesaja, die über das Festmahl auf dem Berg Zion berichtet, bei dem für alle Völker feinste Speisen und edelste Weine bereitstehen. Dieser Sicht schließe ich mich an.

Sei es nun beim Festmahl auf dem Berg Zion, sei es bei der Hochzeit eines Königssohns in Sepphoris oder auch „nur“ bei einem festlichen Mahl heute im Kreis von Verwandten und Freunden: Bei jeder guten irdischen Freude dürfen, ja sollen wir schon etwas ahnen von jener ewigen Freude, von der wir in der Eucharistiefeier hören: „Selig, die berufen sind zum Hochzeitsmahl des Lammes“ (Offb 19,9).

Zum 29. Sonntag im Jahreskreis

(Jes 45,1.4-6 / Mt 22,15-21)

In seinem Prozess steht Jesus vor dem römischen Präfekten Pontius Pilatus und schweigt (Joh 19,9). Pilatus wundert sich und fragt: „Weißt du nicht, dass ich Macht habe, dich freizulassen, und Macht habe, dich zu kreuzigen?“ Jesus antwortet ihm: „Du hättest keine Macht über mich, wenn es dir nicht von oben gegeben wäre“ (Joh 19,11). Hier geht es nicht um die Macht, die mit dem Amt verbunden ist, das ihm als Statthalter von Rom verliehen wurde. Im griechischen Text steht eindeutig nicht „wenn sie dir nicht von oben gegeben wäre“, sondern „wenn es dir nicht von oben gegeben wäre“. Mit diesem „es“ ist die groteske Situation gemeint, dass ein römischer Beamter Gericht hält über den ewigen König (vgl. Joh 18,37). Zu diesem „es“ gehört die lange geschichtliche Entwicklung, durch die Judäa eine römische Besatzung bekam und jetzt dem Kaiser in Rom gehorchen muss. Diese politische Situation ist das „es“, das von oben, also vom Herrn zugelassen wurde. Aus eigener Kraft hat weder Pilatus noch der Kaiser in Rom Macht über Jesus.

Vergleichen wir damit den Text des heutigen Evangeliums. Da scheinen dem Kaiser mehr Befugnisse zuzustehen: Die Pharisäer fragen, ob es erlaubt sei, dem Kaiser Steuer zu zahlen oder nicht. Und die berühmte Antwort lautet: „Gebt dem Kaiser, was des Kaisers ist, und Gott, was Gottes ist“ (Mt 22,21). Das Bild und die Umschrift auf dem kleinen silbernen Denar bestätigen es: Diese Münze

gehört tatsächlich dem Kaiser. Der Herr selbst scheint also hier festzustellen, es gebe Dinge, die dem Kaiser gehören, während er vor Pilatus betonte, alle politische Macht gehe von Gott aus.

Doch tatsächlich erkannte Jesus auch vor Pilatus die Staatsmacht an und ordnet sich ihr unter. Dabei fragt er nicht, ob diese Regierung – zu der Zeit regierte Kaiser Tiberius – gut sei oder nicht. Und auch den fragenden Pharisäern rät er nicht zu überprüfen, ob die Steuergelder gut genutzt werden.

Das schwierige Feld der Beziehungen zwischen menschlicher Politik und göttlichem Heilsplan wird durch die erste Lesung noch erweitert. In der menschlichen Geschichte hat es immer wieder mächtige Herrscher gegeben, die sich Länder unterwarfen, angefangen beim ägyptischen Pharao Tutmosis III. über Alexander, Hannibal oder Napoleon bis in die heutigen Tage. Im Neuen Testament habe ich bis heute keine Stelle gefunden, die einfache Verhaltensregeln bietet. Bekannt sind die folgenden beiden Stellen: „Unterwerft euch um des Herrn willen jeder menschlichen Ordnung: dem Kaiser, weil er über allen steht, den Statthaltern, weil sie von ihm entsandt sind“ (1 Petr 2,13f.) und: „Jeder leiste den Trägern der staatlichen Gewalt den schuldigen Gehorsam. Denn es gibt keine staatliche Gewalt, die nicht von Gott stammt; jede ist von Gott eingesetzt“ (Röm 13,1). Heute, im Jahr 2014, ist es nicht leichter geworden zu entscheiden, wo und ob überhaupt irgendwo ein „gerechter Krieg“ geführt wird: In Palästina, Libanon, Syrien oder Irak? Und für diejenigen, die in diesen Ländern heute leben, wird es noch schwerer sein sich ein Urteil zu bilden. Wenn dort überhaupt eine legitime Regierung da ist, werden sich jene, die Jesus nachfolgen wollen, ihr unterordnen, wie einst Jesus selbst.

Erst rückblickend bekamen frühere Feldherren wegen ihrer Leistungen den Beinamen „der Große“, etwa Alexander oder Karl der Große – wobei nur zählte, ob sie letztlich erfolgreich waren. Ein weniger bekannter Feldherr ist Kyros der Große, von dem Jesaja in der 1. Lesung spricht. Auch außerbiblische Texte über ihn sind uns erhalten. Durch den Bericht, der auf einem Ton-Zylinder in Keilschrift überliefert ist und sich heute im Britischen Museum befindet, wissen wir gut Bescheid über seine Feldzüge. Er war, vertrauend auf seinen Gott Marduk, im 6. Jh. vC. aus dem persischen Bergland, dem heutigen Iran, heruntergezogen ins Zweistromland und hatte sich dann ganz Kleinasien unterworfen. 539 vC. konnte er kampflos Babylon einnehmen (vgl. Dan 5,30). Danach wurde es für die Juden möglich aus dem babylonischen Exil, in dem sie seit der Eroberung Jerusalems 587 vC. lebten, nach Judäa zurückzukehren. Von diesem Herrscher also heißt es bei Jesaja: „So spricht der Herr zu Kyrus, seinem Gesalbten, den er an der rechten Hand gefasst hat, um ihm die Völker zu unterwerfen“ (Jes 45,1). Ohne dass er es wusste, gab ihm der Herr jene Macht, unter die sich die Völker beugten; in den Worten Jesu zu Pilatus könnte man sagen: „Es“ ist dem Kyrus „von oben gegeben“ worden.

Souverän steht Gott auch heute noch über der Weltgeschichte. Er hat keine Angst, dass ihm die Zügel entgleiten. Dem Kyrus, der glaubt Marduk hätte ihm den Sieg verliehen, ruft der Herr durch den Propheten zu: Außer dem Herrn, dem Gott Israels, gibt es keinen Gott: „Ich bin der Herr, und sonst niemand“ (Jes 45,6). Auch in der aufgewühlten Zeit, die wir erleben, lohnt es sich zu bedenken, was für einen langen Atem Gott hat. Immer noch lenkt er, der dem Mose aus den Flammen des Brennenden Dornbuschs in seinem Namen „Ich-bin-da“ sein Wesen zu erkennen gab (Ex 3,14), die Geschichte. Selbst im „Seesturm“, der in unseren Tagen im Vorderen Orient die Wellen hochgehen lässt, und bei dem Christen verfolgt werden, ruft dieser einzige Herr uns zu: „Habt Mut! – Ich bin-da! – Fürchtet euch nicht!“ (Mk 6,50; vgl. Offb 1,8).

Zum 30. Sonntag im Jahreskreis

(Ex 22,20-26 / Mt 22,24-40)

Heuchlerisch fragten im Evangelium des letzten Sonntags die Pharisäer, ob sie als fromme Juden den Kaiser durch das Zahlen des Tributs anerkennen dürften. Als Antwort hätte genügt: „Gebt dem Kaiser, was des Kaisers ist!“ (Mt 22,21). Es ist ja Silber des Kaisers, und er hat sein Bild darauf geprägt. Es gehört ihm, also gebt es ihm! Doch Jesus fügt hinzu: „... und Gott, was Gottes ist!“ Um was geht es da?

Was Gott als unbegrenzter, ewiger Geist von uns Menschen will, ist nichts Materielles wie Silber. Doch was kann der Mensch ihm geben? Als Geschöpf ist er ohnedies Gottes Eigentum, und das Bild des Eigentümers ist ihm eingeprägt (vgl. Gen 1,26).

Im Evangelium des heutigen 30. Sonntags im Jahreskreis wird uns jedoch gesagt, wir könnten Gott trotzdem etwas geben: Wir sollen den Herrn, unseren Gott lieben mit ganzem Herzen (vgl. Mt 22,36). Wie ist diese Gottesliebe in Israel gewachsen, oder wie hat sich diese „Liebesgeschichte“ Gottes mit seinem Volk entwickelt?

Beim Bundesschluss am Sinai (um 1200 vC.) finden wir noch keinen klaren Monotheismus; es gibt da eindeutig noch andere Götter, die aber nicht anbetungswürdig sind. In den Zehn Geboten heißt es: „Du sollst keine anderen Götter neben mir haben.“ Gemeint ist: Diese Götter sollen nicht verehrt werden (vgl. Ex 20,3.5). Denn der Herr war es, der das Elend seines Volkes sah und es aus Ägypten herausführte (vgl. Ex 3,7f). Ein unscheinbares, verachtetes Volk erwählte er sich als sein besonderes Eigentum und schloss mit ihm einen Bund (vgl. Ex 24,6-8), in dem sich das Volk verpflichtete, Gottes Gebote zu halten.

Erst sechs Jahrhunderte später, in der Not der Zerstörung Jerusalems und des Exils, leiteten die Propheten Israel an zu einem viel persönlicheren Verhältnis zu seinem Gott. Israel lernt von ihnen den Herrn „mit ganzem Herzen“ zu lieben als seinen einzigen Gott. Jetzt werden die alten Verbote neu überdacht oder meditierend vertieft. In einem „Zweit-Gesetz“, auf griechisch „Deutero-nomium“, wird niedergeschrieben, dass Israel dankbar seinen Herrn lieben soll, der es aus Ägypten herausgeführt hat. Als Jesus im heutigen Evangelium nach dem Hauptgebot gefragt wird, zitiert er aus diesem Buch: „Du sollst den Herrn, deinen Gott lieben mit ganzem Herzen“ (Dtn 6,5; Mt 22,27). Alle irdische Liebe ist davon weit getrennt, sie liegt gleichsam tief unter dem großen und höchsten Gebot der Gottesliebe. Ihr allein gilt der feierliche Aufruf: „Höre, Israel: Der Herr ist unser Gott, der Herr allein! Und du sollst den Herrn, deinen Gott, lieben mit deinem ganzen Herzen, mit ganzer Seele und ganzer Kraft“(Dtn 6,4f).

Das bedeutete einen gewaltigen Fortschritt. Am Sinai war nur verboten worden andere Götter neben dem Herrn zu verehren. Jetzt wird jeder Einzelne ermutigt ganz persönlich und innig Gott, den Herrn, zu lieben. Doch immer noch sind die Vorschriften über das Verhalten zum Nächsten, über die Liebe zum Mitmenschen, von der Gottesliebe getrennt, sie stehen an ganz anderen Stellen der alttestamtlichen Schriften. Vieles war beim Bundesschluss am Sinai bis ins einzelne geregelt worden (vgl. Ex 21 – 23; Lev 19). Doch mit der Gottesliebe hatte das alles noch kaum etwas zu tun, auch nicht die Nächstenliebe (Lev 19,18). Nur der Gottesliebe galt die eindringliche Mahnung: „Sch’ma“ – „Höre, Israel“!

Sechs weitere Jahrhunderte mussten vergehen, bis in einer vorher unvorstellbaren Weise die Konkurrenz zwischen der Liebe zu Gott und der Liebe zum Nächsten überwunden wurde. Jesus von Nazaret sammelt Menschen um sich, die ihn lieben und merken: In ihm ist das „Himmelreich“ zu uns gekommen. Petrus kann sagen: „Herr, du weißt, dass ich Dich liebe“ (Joh 21,15). Und Jesus lehrte ihn und die andern Jünger im Gleichnis vom Weltgericht: „Was ihr einem von den geringsten meiner Brüder getan habt, das habt ihr mir getan“ (Mt 25,40). Paulus wird auf andere Weise ebenfalls belehrt, dass Jesus in seinen Brüdern lebt. Vor Damaskus hört dieser Verfolger der jungen Kirche die Stimme des Herrn, der zu ihm sagt: „Ich bin Jesus, den du verfolgst“ (Apg 9,5).

Seither begegnen wir im schwachen Mitmenschen Christus. Am Sinai wird Gott beschrieben als ein „eifersüchtiger“ Gott, der allein verehrt werden wollte. Die Propheten zeigten dem Volk, dass der Herr zu „suchen“ (vgl. Jer 29,13), zu finden und persönlich zu lieben sei. Doch erst in der Fülle der Zeit ermöglichte es uns Gott, ihn sogar im schwachen und geringen Menschen zu finden und zu lieben– indem er selbst Mensch, „Fleisch“ wurde (Joh 1,14). Gott, der seine Geschöpfe liebt, gab sich ihnen allmählich zu erkennen, er „offenbarte“ sich uns im Verlauf von Jahrhunderten. Im heutigen Evangelium rückt Jesus einen Text aus dem Buch Leviticus neben einen Text aus der Zeit der großen Propheten. Doch es geht um mehr als eine literarische Verbindung: Durch sein Menschwerden, und weil er in seiner eigenen Person den wahren Gott mit dem wahren Menschen verbunden hat, ermöglichte er den Glaubenden nicht nur zum Nächsten gut zu sein, sondern in jedem Menschen, und besonders in

den armen und schwachen, Jesus selbst zu begegnendem und dem ewigen Gott zu dienen. Etwa ein mühsamer Krankenbesuch bietet uns seither die Gelegenheit das Doppelgebot des heutigen Evangeliums zu erfüllen, in dem sich die lange „Liebesgeschichte“ des Herrn mit seinem Volk spiegelt. Denn am Schluss sagt Jesus: „An diesen beiden Geboten hängt das ganze Gesetz und die Propheten.“

Zum 31. Sonntag im Jahreskreis

(Mal 1,1ab-2b.8-10 / Mt 23,1-12)

„Dann schleudere ich meinen Fluch gegen euch“ – dieser Vers aus der ersten Lesung des 31. Sonntags im Jahreskreis A klingt fast wie ein antisemitischer Fluch, doch es ist ein Prophetenwort des Alten Testaments aus dem hebräischen Buch Maleachi (Mal 2,2). Der Verfasser ist demnach selbst Jude. Aber er übt Kritik an jüdischen Priestern und Lehrern in der Zeit des Zweiten Tempels (515 vC. – 70 nC.). Heute soll es darum gehen, wie sich die Geschichte des jüdischen Volkes bis zu diesem Punkt hin entwickelt und schließlich in der Kritik Jesu zu einer entscheidenden Wende geführt hat.

Noach wurde in der Arche vor einer Vernichtung durch die Sintflut gerettet. Er verlässt sie mit seinen drei Söhnen Sem, Ham und Jafet, von denen in biblischer Sicht „alle Völker der Erde abstammen“ (vgl. Gen 9,18f), nämlich die drei damals bekannten Völkerschaften. Dabei werden im Westen die Völker des Mittelmeers als Nachkommen Jafets betrachtet. Die Menschen im Süden, vor allem im heutigen Äthiopien und Ägypten (vgl. Ps 105,23) stammen ab von Ham, sie werden somit als Hamiten bezeichnet. Und Sem ist der Vater der großen Völkerfamilie der Semiten, die im Raum der arabischen Halbinsel, im heutigen Palästina, Syrien und bis ins Zweistromland lebt. Abraham, ein Nachfahre des Sem, zog nach Palästina, nachdem Gott ihn aus dem Zweistromland berufen hatte (vgl. Gen 12,1). Isaak war sein Sohn, Jakob sein Enkel. Und dieser Jakob bekam nach dem nächtlichen Kampf mit einem Engel den Namen „Israel“ (Gen 32,29). Seither kann man die zwölf Söhne Jakobs auch die Stammväter der zwölf Stämme Israels nennen. Vor seinem Tod spendete Jakob seinem Sohn Juda einen besonderen Segen: „Nie weicht das Szepter von Juda … bis der kommt, dem er gehört“ (Gen 49,10).

Eine Vorstufe dieser Verheißung geht in Erfüllung, als die zwölf Stämme unter David, der aus dem Haus Juda stammte, um 1000 vC. das geeinte Königreich Israel bilden. Es blieb aber nur 70 Jahre lang vereint, nämlich unter David und seinem Sohn Salomo. In der Zeit nach ihnen – um 930 vC. – brach das Reich in zwei Teile auseinander: das Nordreich Israel (zu dem zehn Stämme gehörten) und Juda, das Südreich mit der Hauptstadt Jerusalem, zu dem neben dem namensgebenden Stamm Juda noch der Stamm Benjamin gehörte. Dorthin kehrt nach dem Babylonischen Exil nur der Stamm Juda zurück: Damit beginnt die Geschichte des „Judentums“. Obwohl dieser Name also auf den Stamm Juda im Gebiet von Judäa zurückgeht, wird er seither für alle zwölf Stämme gebraucht, auch wenn sie seitdem nie mehr zusammen gekommen sind. Als Juden der Diaspora wurden sie in alle Länder versprengt, wobei sich später die Gebräuche der Aschkenasim, die nach Osten gewandert waren, deutlich unterschieden von denen Sefardim, deren Weg nach Westen geführt hatte. Der 1948 gegründete Staat, der sich „Israel“ nennt, ist nur ein sehr kleiner und keineswegs im ganzen Judentum anerkannter Teil des weltweiten Judentums.

Kehren wir zurück in die Zeit der heutigen Lesung, in die frühjüdische Provinz Judäa, also in die letzten vorchristlichen Jahrhunderte. Die Pharisäer und die Hohenpriester waren politisch mächtig geworden, die Sache Gottes litt darunter. Unser Maleachi-Text spricht schon von Missständen: Kranke und lahme – also keine gesunden und „reinen“ – Tiere werden als Opfer dargebracht (vgl. Mal 1,7f.12), und das Volk wird nicht mehr „zuverlässig“ belehrt, vielmehr werden durch die Belehrung viele „zu Fall gebracht“ (vgl. Mal 2,8). Im 2. Jh. vC. wurde die Kritik am verweltlichten Treiben im Tempel zu Jerusalem so stark, dass eine religiöse Gruppe aus Protest in die Wüste zog und am Toten Meer ein Kloster baute, dessen Ruinen in der Mitte des letzten Jahrhunderts ausgegraben wurden: „Chirbet Qumrân“. Hier leisteten sie Sühne für ihr Volk. Ihre Spiritualität ist uns bekannt, seit ab 1947 in elf Höhlen beim Kloster eine ganze Bibliothek von Lederrollen gefunden wurde.

Auch Jesus – der übrigens als Nachkomme Davids „gemäss der Schrift“ der endzeitliche Sieger (Off 3,5) und der eigentliche Träger des Szepters aus Juda ist, den Jakob einst voraussah – übt Kritik: am Treiben der Priester durch seine Tempelreinigung und (nicht nur) im heutigen Evangelium an der Heuchelei der Schriftgelehrten. Die Pharisäer berufen sich auf Mose, auf dessen Lehrstuhl sie sitzen (vgl. Mt 23,2), sie stellen große Anforderungen ans Volk und legen großen Wert darauf selbst gesehen und geehrt zu werden. Jesus lehrt einen anderen Weg, den er selbst geht und vorlebt: „Der Größte von euch soll euer Diener sein!“ (Mt 23,11). Mose oder Jesus? – das wird für das Judentum um die Zeitenwende zur Schicksalsfrage. Eine Spaltung entsteht (vgl. Joh 7,12; 9,16). Die beiden Seiten unterscheiden wir (wie ich auch an anderen Stelle schon erwähnt habe) am klarsten, wenn wir von „Tora-Juden“ sprechen, die ihre Brüder, die „Jesus-Juden“ ablehnten und aus der Synagoge ausschlossen (vgl. Joh 9,22). Die Entscheidung fiel also schon zur Zeit des öffentlichen Wirkens Jesu. Er selbst war der Stein des Anstoßes, an dem, wie Simeon der Mutter Jesu vorausgesagt hatte, „viele zu Fall kommen“ (vgl. Lk 2,34; 1 Petr 2,7f). Nach der Zerstörung des Tempels im Jahre 70 nC. entwickelte sich das Tora-Judentum im rabbinischen Judentum weiter; in der Mischnah und im Talmud schaffte es sich ein neues, umfangreiches und wegweisendes Schrifttum. Die Jesus-Juden begannen nach Ostern ihr Evangelium auch unter Nichtjuden zu verkünden.

Doch die im heutigen Evangelium beschriebene Situation ist auch noch in der Kirche unserer Tage aktuell. Auch heute gibt es Menschen, die anderen verbieten, was sie selbst nicht halten. Im heutigen Evangelium warnt Jesus vor heuchlerischen Tora-Juden: „Sie schnüren schwere Lasten zusammen und legen sie den Menschen auf die Schultern“ (Mt 23,4).

Der neue Geist, den Jesus Christus diesem Denken entgegen setzte, lebte bald nach Ostern auf, etwa als Petrus zugunsten der Heiden vor Jesus-Juden spricht, die in Jerusalem noch starr an althergebrachten Gesetzesvorschriften festhalten wollen: „Warum wollt ihr ... ihnen ein Joch auf den Nacken legen, das weder unsere Väter noch wir tragen konnten?“ (Apg 15,10).

Der neue „Weg“, den zuerst nur Jesus-Juden lebten, öffnete rasch seine Tore für die Heiden und wuchs heran zur weltweiten Ecclesia Christi, zum „Israel“ des „neuen Bundes“ (vgl. Hebr 8,8).

Dennoch gedeiht auch in der Kirche leider noch jene heuchlerische Selbstgerechtigkeit, vor der Jesus einst warnte. Christi Geist scheint aber neu aufzuleben in unseren Tagen, wenn ein Nachfolger des Petrus, Papst Franziskus, versucht, auch gegen Widerstand aus den eigenen Reihen dem Gottesvolk das Joch vom Nacken zu nehmen, das ihm starre, moraltheologische Gesetze auferlegten. Denn viele dieser Vorschriften wurden mit „naturgesetzlichen“ Argumenten begründet, die den heutigen wissenschaftlichen Erkenntnissen nicht mehr standhalten.

Zum 32. Sonntag im Jahreskreis

(Weish 6,12-16 / Mt 25,1-13)

Die „törichten Jungfrauen“ des Evangeliums vom 32. Sonntag im Jahreskreis A (Mt 25.1f) sollten in einem ersten Entwurf für die Einheitsübersetzung (um 1970) wiedergegeben werden mit „die dummen Mädchen“. Diesen Vorschlag begründete der Neutestamentler Josef Schmid mit den Worten: „Das ist doch gemeint!“ Und damit hatte er nicht ganz Unrecht. Allerdings hätten dem dann „fünf schlaue Mädchen“ entsprechen müssen, und das wäre dem Text des Gleichnisses kaum gerecht geworden. Warum nicht? Weniger wegen der Worte „dumm“ und „schlau“ (statt „töricht“ und „klug“ in der jetzigen Fassung); am Schluss werde ich darauf zurückkommen, was diese Begriffe im heutigen Evangelium bedeuten. Zuvor geht es aber um die zunächst vielleicht überraschende Frage: Was ist überhaupt gemeint mit „Jungfrau“?

Die erste und wichtigste Feststellung ist: Die deutsche Übersetzung „Jungfrau“ ist irreführend, sie entspricht nicht dem griechischen Wort „parthénos“. Denn dieses Wort wird auch für Männer gebraucht. So ist in der Johannesoffenbarung die Rede von 144 000 Männern, die „dem Lamm folgen, wohin es geht.“ Von ihnen heißt es: „Sie sind es, die sich nicht mit Frauen befleckt haben, denn sie sind Jungfräuliche“, auf griechisch: denn sie sind „parthénoi“ (Offb 14,4). Im Deutschen fehlt uns ein

treffendes Wort. (Ob es an dieser Stelle, wie einige Exegeten meinen, um Abfall zum Götzendienst mit Kultprostitution geht, spielt für unsere Frage keine Rolle.)

Auch das gleichzeitige frühjüdische Schrifttum kennt „jungfräuliche" Männer, die als parthénos bezeichnet werden. So gibt es beispielsweise außerhalb der Bibel eine Schrift mit dem Titel „Joseph und Asenath". Sie greift die Gestalt des biblischen Josef auf, der sich in Ägypten von der Frau des Potifar nicht verführen ließ (vgl. Gen 39,7-12), später aber mit einer Priestertochter verheiratet wurde (vgl. Gen 41,45). Allegorisierend und im Stil der Weisheitsliteratur des 1. Jh. vC. schildert der uns unbekannte Verfasser, wie Asenath, die Tochter des Priesters Pentephres von Heliopolis, ihren Bräutigam erstmals begrüßt, und dabei wird in Kap. 8,1 erwähnt, dass Joseph und Asenath vor der Ehe beide noch eine bzw. ein parthénos sind. Das Wort bezeichnet eher eine psychologische als eine anatomische Beschaffenheit.

Der Apostel Paulus bezeichnet sogar die ganze Gemeinde in der Hafenstadt Korinth als parthénos: „Ich habe euch einem einzigen Mann verlobt, um euch als reine Jungfrau zu Christus zu führen" (2 Kor 11,2). Zu dieser Gemeinde gehören Männer und Frauen, Verheiratete und Unverheiratete, Gerechte und Sünder.

Es ist sehr wahrscheinlich, dass parthénos auch in unserem Gleichnis von den zehn parthénoi in diesem viel weiteren Sinn gebraucht wird, denn in demselben 25. Kapitel des Mattäusevangeliums steht auch das Gleichnis vom universalen Weltgericht.

Doch welches deutsche Wort könnten wir dann für parthénos einsetzen? In einem so weiten Verständnis geht es jedenfalls nicht (wie noch in der Offenbarung des Johannes oder im Text über Joseph und Asenath) um sexuelle Unberührtheit. Begriffe wie „unschuldig" oder „unverdorben", die sich darauf beziehen, würden also nicht treffen – ganz abgesehen davon, dass sie allen Verheirateten Unrecht tun würden; ebenso wie auch der Begriff „Wartende" die zölibatär Lebenden als noch unvollständige Menschen erscheinen ließe. Mein Vorschlag ist ein ganz anderer, nämlich: „Strahlende". Als „strahlend" wird in der heutigen ersten Lesung die Weisheit bezeichnet (Weish 6,12). In früheren Jahrhunderten sprachen Kirchenschriftsteller auch vom „candor castitatis", von jenem Strahlen, das etwa vom Gesicht eines Kindes ausgehen kann – das es aber auch bei Erwachsenen gibt.

Das Gleichnis von den „Zehn Jungfrauen" wäre dann ein Gleichnis von zehn Strahlenden. Ein solches Strahlen geht von allen Menschen aus, die mit Begeisterung das Evangelium gehört haben und sich aufmachen Christus zu folgen. Die zehn brennenden Lampen werden, so verstanden, zum Symbol der strahlenden inneren Freude dieser Menschen – noch heute zünden wir eine Taufkerze an. Doch im Gleichnis wird der Krug mit dem Öl noch wichtiger als die Lampe. Der Evangelist Mattäus betont an vielen Stellen, wie wichtig es ist, das Gehörte in die Tat umzusetzen (vgl. Mt 7,24). „Törichte" Christen lassen sich zwar durch die Botschaft Jesu begeistern, doch ihr Strahlen ist das eines Strohfeuers. Im Gleichnis können so am Ende nur jene am Hochzeitsfest teilnehmen, die nüchtern damit gerechnet haben, dass vor diesem Fest noch manche Prüfungen zu bestehen sind, und sich klug eingestellt hatten auf mögliche Verspätungen. Im übertragenen Sinn könnte man sagen: In dieser Zeit haben sie sich nicht nur „für das Fest geschmückt", sondern bereitwillig und geduldig Aufgaben im Alltag und Pflichten für Mitmenschen übernommen – und eben deshalb waren sie „bereit", als der Bräutigam ausgerufen wurde. Mit ihm können sie hineingehen in das Licht (vgl. Offb 21,23) des Hochzeitssaals, in dem alle irdenen Öllämpchen ausgedient haben.

Zum 33. Sonntag im Jahreskreis

(Spr 31,10-13.19-20.30-31 / Mt 25,14-30)

Am 33. Sonntag im Jahreskreis A endet das Evangelium mit dem Satz: „Denn wer hat, dem wird gegeben, und er wird im Überfluss haben; wer aber nicht hat, dem wird auch noch weggenommen, was er hat" (Mt 25,29). Der rauen Wirklichkeit unserer Welt entspricht das so gut, dass man bei soziologischen Untersuchungen heute manchmal von einem „Mattäus-Effekt" spricht. Oft wird dann aller-

dings auch angemerkt, dass dieser Bibelvers in krassem Gegensatz stünde zum Ideal „sozialer Gerechtigkeit“. Doch darum geht es gar nicht im heutigen Gleichnis von den anvertrauten Talenten.

Sicher soll der Vers aus dem heutigen Evangelium nicht unsere Sozialpolitik regeln. Texte des Neuen Testaments lassen sich so leicht für solche scheinbar einleuchtenden Zwecke missbrauchen. Doch dem Evangelisten Mattäus geht es hier um etwas ganz anderes. Er denkt an das Endgericht. Bevor er mit dem Passionsbericht beginnt (ab Mt 26,1), oder, um im Bild unseres Abschnitts zu bleiben, bevor „ein Mann auf Reisen geht“, vertraut er ein großes Vermögen seinen Dienern an (vgl. Mt 25,14). Nach langer Abwesenheit kommt der Mann zurück und verlangt Rechenschaft. In unserem Evangelientext geht es also, wie in dem vorausgegangenen Gleichnis von den zehn Jungfrauen und im nachfolgenden vom Weltgericht, um die Art, wie der Menschensohn richten wird. In der vergangenen Woche lautete die Frage: Welche Jungfrauen dürfen teilnehmen an der Hochzeit? Heute geht es darum, wer belohnt wird, weil er mit seinen Talenten gut gewirtschaftet hat. Und am kommenden, letzten Sonntag im Jahreskreis ist das Thema, wer in den Geringsten Christus selbst gedient hat. Dreimal wird uns in überraschend verschiedenen Bildern gezeigt, wie souverän der Herr am Ende handelt. Uns fällt es so schwer zu akzeptieren, dass der Schöpfer nach Gutdünken mit seinem Eigentum umgehen darf. Selbst unsere Fähigkeiten sind uns von ihm gegeben – der heutigen Text hat übrigens dazu geführt, dass wir diese Fähigkeiten unsere „Talente“ nennen (während das Wort ja ursprünglich eine Geldeinheit bezeichnete). Der ängstliche Diener, der sein Talent vergraben hatte, obwohl er den Willen seines Herrn kannte, wird hart bestraft und muss hören: „Du bist ein schlechter und fauler Diener“ (Mt 25,16).

Dienende Arbeit war im alten Griechenland keineswegs ein Ideal. Jesus dagegen lehrte und lebte vor, wie segensreich Arbeit sein kann. Alle geistlichen Lehrer sind sich darin einig, dass die Arbeit, das Mitwirken am Schöpfungswerk, ein hervorragendes Mittel ist, um seelisch gesund zu bleiben und den Willen Gottes zu bejahen.

Die Liturgie bietet uns in den gut ausgewählten Versen der ersten Lesung dieses Sonntags gleichsam einen Kommentar zum Evangelium. Im Buch der Sprichwörter wird zunächst die Weisheit als mahnende Frau eingeführt (vgl. Spr 1,20; 8,1), im Schlusskapitel wird sie dann verkörpert in einer tüchtigen Hausfrau, die all ihre Fähigkeiten einsetzt, um reichen Ertrag zu gewinnen. Im letzten Vers des Buchs der Sprüche heißt es, dass alle staunen werden über das, was diese Frau erarbeitet hat, und dass man „im Stadttor“ – dort wurden, etwa vergleichbar mit unserem Rathaus, alle öffentlich wichtigen Angelegenheiten besprochen – „ihre Werke“ loben soll (Spr 31,31).

Solche „Werke“ waren bereits im alttestamentlichen Gottesvolk immer sehr wichtig – aber heute wird das Wort oft missverstanden. Sicher geht es dabei einerseits um „gute Taten“, etwa darum einem anderen zu helfen. Zum anderen ist damit aber auch gemeint, einfach gehorsam den Willen Gottes zu tun, so wie Abraham (vgl. Gen 12,4; 22, 3.16) oder auch Jesus in den 30 Jahren vor seinem öffentlichen Auftreten. Für uns kann das beispielsweise bedeuten, ganz normale, unauffällige Alltagsarbeiten verlässlich und ohne Jammern zu erledigen.

Jesus steht also in der alttestamentlichen Tradition, wenn er in der Bergpredigt mahnt so zu leben, dass die Menschen „eure guten Werke sehen und euren Vater im Himmel preisen“ (Mt 5,16). Auf das Tun der Wahrheit kommt es an (vgl. Joh 3,21). In der Urkirche lebt dieser Geist Christi weiter, und in den Briefen wird oft zum Tun ermahnt (vgl. Jak 2,14-17; 1 Petr 2,12; 1 Joh 3,18). Paulus jedoch setzt einen etwas anderen Akzent. Er betont: Gerettet werden wir durch Christus, nicht durch „Werke des Gesetzes“. Damit lehnt Paulus jene Haltung ab, die meint: Weil ich diese oder jene Gesetzesvorschrift erfüllt habe, steht mir ein bestimmter Lohn zu. Ich habe doch etwas geleistet.

Innerhalb des Neuen Testaments gibt es demnach eine Spannung: In den Paulusbriefen wird der Glaube betont, im Mattäusevangelium oder im Jakobusbrief dagegen das Tun.

Doch die Texte des morgigen Sonntags zeigen: Beides lässt sich verbinden. Der gläubige Mensch arbeitet mit den ihm verliehenen Talenten so gut er kann. Er weiß, dass er am Ende nicht auf Leistungen pochen kann, doch er glaubt zugleich an die Liebe Gottes, die manchmal überreich in unverdien-

ter Güte belohnt (vgl. Mt 20.15). Daher lehrte die Kirche immer, der gute Arbeiter dürfe und solle freudig und zuversichtlich auf seinen ewigen Lohn hoffen.

Zum Christkönigsfest (34. Sonntag im Jahreskreis)

(Ez 34,11-12.15-17 / Mt 25,31-46)

Ein König, der auf seinem Thron sitzt und machtvoll belohnt oder bestraft – dieser Abschnitt aus dem 25. Kapitel des Mattäusevangeliums wird uns am letzten Sonntag des Kirchenjahrs vor Augen gestellt. Was ist das für ein König, vor dem einem fast Angst werden kann?

Uns fällt heute die Vorstellung schwer, Jesus sitze wie ein regierender König auf einem prächtigen Thron. Als das Fest (erst) im Jahr 1925 von Papst Pius XI. eingeführt wurde, gab es noch mehr Könige in der Politik, und vor allem hörten die Menschen damals heraus: Unser König und Herr Jesus Christus ist viel größer als die Diktatoren, die zurzeit die Macht ergreifen. Heute, ein Jahrhundert später, ist für uns anderes wichtiger. Die 1. Lesung aus dem Buch des Propheten Ezechiel wird uns helfen diesen König auch als sorgenden Hirten zu sehen. Hier zeigt sich wieder einmal deutlich, wie die Heiligen Schriften sich gegenseitig erklären, und wie ein und derselbe Geist aus den vielen, scheinbar ganz verschiedenen Büchern spricht.

Mattäus hat in seinem groß angelegten Werk die letzten drei der vielen Gleichnissen vom Himmelreich vor die Passionsgeschichte Jesu gestellt (die ersten sieben stehen in Mt 13, wir hörten sie bereits am 15., 16. und 17. Sonntag). Diese drei Himmelreichs-Gleichnisse im 25. Kapitel des Mattäusevangeliums handeln davon, dass der Herr wiederkommen wird in Herrlichkeit, sie sprechen also – so der theologische Fachbegriff – von seiner „Parusie“ (griech. parousía, „Gegenwart“ oder „Ankunft“). Und gerade dadurch passen sie zu den drei letzten Sonntagen des ausgehenden Lesejahrs A. Wie bewusst der Evangelist vorging, lässt sich daran ablesen, dass er die drei Gleichnisse zusammengefasst hat unter dem nur einmal vorangestellten Satz: „Dann wird das Himmelreich gleichen …“ (Mt 25,1). Danach wird dieselbe Sache dreimal in ganz verschiedenen Bildern geschildert: Der Herr kommt zuerst als der Bräutigam, dann als der zurückkehrende Besitzer eines Vermögens und schließlich als ein König.

Angesprochen sind immer alle Christen, und dabei wird kein Unterschied gemacht zwischen Mann und Frau, da sie ja durch die Taufe in gleicher Weise Kinder Gottes sind (vgl. Gal 3,28). Im ersten Gleichnis wollen sie mit strahlenden Lampen dem Bräutigam entgegen gehen. Dann sind es Menschen, die mit den ihnen gegebenen Fähigkeiten gearbeitet haben. Und im morgigen dritten Gleichnis werden alle wie eine Herde zusammengetrieben und dann sortiert für die rechte oder linke Seite.

In allen drei Gleichnissen stehen immer zwei deutlich unterschiedene Gruppen vor dem Herrn, da gibt es jeweils nur ganz Gute und ganz Schlechte. Die Guten, das sind entweder die klugen Menschen mit Ölvorrat oder die Fleißigen oder schließlich jene, die immer hilfsbereit waren.

Bei dem heutigen letzten Gleichnis wird am deutlichsten geschieden zwischen rechter und linker Seite, also zwischen gut und bös. Den Guten werden in allen drei Szenen die Schlechten gegenüber gestellt. Zwischenstufen kennt die Bibel kaum, die Schwarz-Weiß-Malerei unseres Textes ist nichts Außergewöhnliches. Zwar hat die hebräische Sprache nur wenige Wörter, um Nuancen wiederzugeben, doch der griechisch schreibende Evangelist hätte sich auch differenzierter ausdrücken können. Die strikten Gegenüberstellungen sind eher ein für Mattäus typisches Stilmittel, das die Frage provoziert: Zu welcher Seite gehöre ich? Im großen Wandgemälde des Jüngsten Gerichts scheint Michelangelo unserem Text gerecht zu werden. Die Scheidung zwischen Verdammten und Erlösten lässt den Betrachter erzittern.

Doch die Texte des heutigen Sonntags zeichnen auch noch ein ganz anderes Bild von einem König, nämlich den königlichen Hirten, der uns in der Lesung aus dem Buch Ezechiel gezeigt wird. Am dunklen, düsteren Tag mischt sich Gott, der Herr, selbst unter die Schafe, die sich verirrt haben (vgl. Ez 34,12). Er sucht sie, und er kümmert sich um die verwundeten Tiere (vgl. Ez 34.15). Jesus greift dieses

Bild auf im Gleichnis von dem einen verlorenen Schaf, das dem Hirten so wichtig ist (vgl. Lk 15,3-7). Er selbst ist der gute Hirt, der sogar sein Leben einsetzt für seine Schafe, die ihn kennen; und niemand wird sie diesem mächtigen Hirten entreißen können (vgl. Joh 10,28).

Welches Bild ist richtig? Wie wird unsere Situation am „Letzten Tag" sein? Solange wir auf Erden sind, können wir immer nur einen Teilaspekt der göttlichen Wirklichkeit erkennen. Doch im Jenseits wird alles Gute und alles Böse, das wir in unserem Leben getan haben, gegenwärtig sein. An ein Verbergen oder Verstecken unserer Fehler – zu dem wir meist so sehr neigen und durch das wir im irdischen Leben oft besser dastehen, als wir wirklich sind – ist nicht mehr zu denken. Denn dann „liegt alles nackt und bloß vor den Augen dessen, dem wir Rechenschaft schulden" (Hebr 4,13).

Dieser Richter kennt uns restlos, doch er missbraucht das nicht. Seinem Wesen nach kann der Herr nur ganz ehrlich sein. Auch uns, seinen Geschöpfen, steht es gut an ganz ehrlich zu sein – statt „ehrlich" könnte man auch demütig sagen.

Begonnen hatte ich mit der Frage, was uns das Bild eines himmlischen Königs heute noch sagen kann. Die Texte des heutigen Sonntags zeigten, wie eng dieses Bild verbunden ist mit dem eines verständigen Hirten, der das Böse vom Schlechten zu trennen weiß.

Der Gedanke bei seinem Weltgericht restlos vor ihm bloßgestellt zu sein – mit all unserem Egoismus und mit all unserem Mangel an guten Werken – kann uns fast verzweifeln lassen. Der hl. Benedikt wusste um diese Gefahr, und so hat er in seiner Regel als letztes (RB 4,74) seiner über 70 „Werkzeuge für gute Werke – instrumenta bonorum operum" – nur dieses eine empfohlen: „Und an Gottes Barmherzigkeit niemals verzweifeln! – Et de Dei misericordia nunquam desperare."